

Bielefelder Volks-Zeitung

Beilagen: „Unterhaltungsblatt“ und „Praktischer Ratgeber“.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Abonnementspreis: 1 M. 25 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht 1 M. 67 Pfg. vierteljährlich; mit „Illustriertes Sonntagsblatt“ 85 Pfg. mehr. Anzeigen kosten 15 Pfg. die Zeile oder deren Raum, Reklamen à Zeile 50 Pfg.

Nr. 281.

Donnerstag, den 5. Dezember

1901.



Hierzu das „Unterhaltungsblatt“ und ein Beiblatt.

Bestellungen

auf diese Zeitung für den Monat Dezember werden von allen Postanstalten, Landbriefträgern, unsern Agenten und Boten, sowie von der Expedition zu $\frac{1}{3}$ des am Kopfe vermerkten Preises entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern nachgeliefert.

Reichstag.

+ Berlin, 4. Dezember.

Die erste Beratung der Zolltarifvorlage wird fortgesetzt. Abg. Dr. Baasche (nlt.) spricht sich ebenfalls für die Verweisung der gesamten Vorlage an eine Kommission aus. Seine Partei hoffe und wünsche, daß man auf Grundlage des neuen Tarifs zu langfristigen Handelsverträgen komme. Daß die Handelsvertragsverhandlungen nicht auf Basis der alten Zollsätze geführt werden könnten, sei selbstverständlich, zumal es zweifellos f. B. an der nötigen Vorbereitung der Handelsverträge gefehlt habe. Die meistbegünstigten Staaten hätten inzwischen auf inoffiziellen Gebieten gewaltige Fortschritte gemacht. Amerika habe gerade auf Grundlage derjenigen Politik, die Abg. Richter gestern als hinterwäldlerisch bezeichnete, eine der ersten Stellen auf dem Weltmarkt erobert. Wenn Deutschland nur wage, den Amerikanern die Zähne zu zeigen, dann werde man mit Leichtigkeit auf der Grundlage erhöhter Zölle zu neuen Handelsverträgen kommen. (Beifall.) Darüber könne kein Zweifel bestehen, daß die Rente des landwirtschaftlich benutzten Grund und Bodens von Jahr zu Jahr zurückgegangen sei und, wenn die Landwirtschaft, der Grundpfeiler unseres Wirtschaftslebens, leide, darunter auch andere Gewerkszweige leiden müßten. Seit dem Befehlen der Schutzpolitik seien die Lebensmittelpreise nicht gefallen, sondern gestiegen. Der englische und französische Arbeiter esse teureres Brot wie der deutsche. Die Freihändler erklärten, das Land müsse den Zoll selbst tragen, und in demselben Atem rufe man das Ausland gegen die hohen Zölle auf. Wenn das Ausland den Zoll trage, dann brauche sich doch das Ausland nicht aufzuregen. Wenn die Regierung die aufrichtige Überzeugung habe, daß sie bei dem vorliegenden Tarif Handelsverträge zustande bringe, dann könne man sich in dieser Hinsicht völlig beruhigen. Der größte Teil seiner politischen Freunde sei geneigt, auf dem Boden des vorgeschlagenen Tarifs in die weitere Beratung einzutreten. Ueber die Höhe der Zölle wolle er heute nicht sprechen, jedoch bemerken, daß er eine Ermäßigung der Futterzölle für nötig halte. Die vorgeschlagenen Zölle sollten nur die Grundlage der Vertragsverhandlungen bilden. Die hohen Zölle sollten auch nicht für alle Zeiten gelten, sondern nur für die Zeit des Niederganges. Von Wucherzöllen könne nicht geredet werden, denn es handle sich nicht um die Ausbeutung der Schwächeren, sondern um den Schutz der bedrängten deutschen Arbeit. (Beifall rechts, im Centrum und bei den Nationalliberalen.)

Abg. Gothein (fr. Bgg.) bemerkt, auch seine Partei halte eine Kommissionsberatung des ganzen Tarifs für notwendig. Wenn der Staatssekretär sage, die Zollfrage sei keine politische, dann müsse er-

wartet werden, daß die Staatsbeamten, welche Petitionen von Stadtverordnetenversammlungen als unzulässig erklärt hätten, rektifiziert würden. Die Zusammenfassung des Wirtschaftlichen Ausschusses sei keine unparteiische gewesen. Ein Industrieller, welcher dem Ausschuss angehört habe, habe ihm (Redner) erklärt, als er aus der Versammlung herausgekommen sei, habe er die Empfindung gehabt, daß er in einer Anstalt für Geistes Kranke gewesen sei. Verwunderlich sei, daß vom Wirtschaftlichen Ausschuss nicht die gesetzlichen Vertretungen von Handel und Industrie gehört seien. Warum habe man überhaupt bei verschlossenen Türen verhandelt? Wenn der Reichsfiskus immer nur diplomatisiere und zu vermitteln suche, dann komme ein solches Monstrum heraus, wie der vorliegende Tarif. Bei einer so großen Frage, wie die der Verringerung der Zölle, wäre eine öffentliche Enquete nötig gewesen. Dem Ausland könne man nicht die Verhältnisse im deutschen Reich verheimlichen; man habe dort eine ganz ausgezeichnete Kenntnis unserer Verhältnisse. Die Industrie habe im allgemeinen überhaupt kein Bedürfnis nach Erhöhung der Zölle; selbst der sonst durch und durch hochschützollnerische Verein der Eisen- und Stahlindustriellen habe sich in diesem Sinne ausgesprochen. Sie fürchte mit Recht, daß das Vorgehen Deutschlands andere Staaten zu gleichem Vorgehen reizen könne. Der hohe Eisenzoll habe den Grobblechindustrie nichts genützt; er habe nur den großen Walzwerken die Möglichkeit eröffnet, dem Ausland zu billigeren Preisen zu liefern. Man verweise auf die Gefahr, die der deutschen Großindustrie aus den riesigen Eisentrümpfen Amerikas drohe. Gewiß, diese Eisentrümpfe beständen, aber ihr Zusammenbruch sei nur eine Frage der Zeit. Was bezwecke man mit der Aufstellung des Minimaltarifs? Wie es damit aussehe, gebe daraus hervor, daß ein Mitglied der Mehrheitspartei ihm gesagt habe, wenn man auf Grund des Minimaltarifs nicht zu Verträgen komme, so würde einfach der Minimaltarif wieder beseitigt. Auch seine Partei belege die ungesunde Zollpolitik Amerikas. Man dürfe aber nicht vergessen, daß wir im letzten Jahre nach Amerika eine größere Ausfuhr gehabt hätten als je zuvor und daß sich Anzeichen der Besserung in der neuen Zollschiff des Präsidenten befänden. Die Regierung kenne die Verhältnisse der Wirklichkeit viel zu wenig, daher sei auch die Begründung des Zolltarifs voller Widersprüche. Falsch sei es, daß der kleine Bauernstand von den Getreidezöllen einen Vorteil habe. Redner zitiert eine Äußerung des Professors Brentano und betont, daß dieser nicht gesagt habe, der kleine Bauernstand müsse geopfert werden (lebhaftes Hinstimmen rechts), sondern, wenn einmal das allgemeine Interesse des Staates einen solchen Schritt fordere, müsse aus patriotischen Gründen das Opfer gebracht werden. Redner bekräftigt weiterhin, daß durch die Getreidezölle die Rentabilität des landwirtschaftlichen Groß- und Mittelbesitzes dauernd erhöht werden könne. In ein paar Jahren werde man neue Zölle fordern. Das Volk werde sich das nicht gefallen lassen, und die Kleinbauern würden dann die ersten sein, die dagegen protestierten. Er wüßte sich, daß Abg. Dr. Spahn behaupte, unter den 6000 Millionen seien keine Landwirte. Man möge sich doch einmal die Reihe der Magnaten durchsehen; er sehe hier sogar nur Millionen. Die Mehrheitspartei aus den Getreidezöllen sollten einer Witwen- und Waisenversicherung zu Gute kommen; dabei erwartet man, daß eine Einfuhr nicht nötig sei. Woher solle dann die Zollerhöhung kommen? Die Witwen und Waisen fänden dann auf dem Totenboden. Der Reichsfiskus sage: ich habe meine Schuldigkeit getan, Herr Kardinal, thun Sie jetzt die Ihre! Der Kardinal werde also nun mit der Inquisition beginnen und die Situation für den Zulpulanten werde dabei keine günstige sein. Wird er zum Scheiterhaufen verurteilt, dann liegt das nicht an uns, sondern am Zulpulanten. (Beifall links.)

(:) Dem König Schach.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

II.

Und wenn in Sturmestoben
Du murrend fragst: „warum?“
So deutet er nach oben,
Mit lächelnd, aber stumm.

Elise und die Dienerschaft gingen in tiefer Trauer, Leopold trug ebenfalls, durch die letzte Unterredung mit dem General dazu berechtigt, einen Flor um den linken Arm. Zum Glück hatte sich eine alte Schwester des Generals eingefunden, die Elise mit sich zu nehmen gekommen war.

Auf dem Korridor der ersten Etage stand der Sarg, geschmückt mit Blumen und Kränzen, umgeben von hohen Kandelabern mit Wachskerzen. Darinnen lag der General in großer Uniform, die Brust voller Orden. Aber das treue Auge war gebrochen für immer. Leopold betrachtete den Toten wehmütig. Dann kamen die Leute mit den handwerksmäßigen Totenbittern, schraubten den Sarg zu und trugen ihn davon. Elise weinte laut auf, aber angesichts des zahlreichen Leidensgefolges unterdrückte sie den Schmerz und ging in's verödete Wohnzimmer, ihr Weh in den Sesseln zu erlösen.

Unter den Leidtragenden befand sich auch der Baron Warotich aus Strehlen. Bis jetzt hatte er weder eine gerichtlichen Urkunde über die empfangene Summe gebracht, noch sich als deren Inhaber gemeldet; vielmehr sagte er den teufelischen Plan, womöglich das Geld zu unterkriechen, denn seine Verhältnisse waren keineswegs so geordnet, als er Anderen glauben machte.

Endlich, endlich war alles überstanden, was bei einem solchen Vorgehens zusammenwirkt, um unser Leid ganz von vorn wieder aufzuwählen. Nun fingen andere Sorgen an. Der General war stets ein guter Haushalter gewesen; so suchte man nun nach den baren Mitteln, fand aber nur

einige Hundert Thaler. Grenzenloser Schreck bemächtigte sich aller: was sollte nun aus Elise werden?

Leo gab sich die größte Mühe. Er erzählte mit großer Treue die Scene, die er bei Ueberreichung der königlichen Ordre im Auftrage des Gouverneurs erlebt: citierte des Generals Worte und bemerkte, daß der Schein, den der General in der Hand gehalten, in ein Geheimfach des Schreibtisches gelegt sei. Alles vergeblich! — Man durchsuchte den ganzen Schreibtisch, alle Behälter des Zimmers, jedes Buch, wendete jedes Aktensstück um; doch der Schein blieb verschwunden.

„Unglück über Unglück!“ jammerte der Leutnant. „Sollte jener Schuft, dieser Baron —?“

Aber wie kam er doch törichter Weise auf diesen Gedanken? War es nicht die Eifersucht, die ihn solche Gespenster sehen ließ? — Wohl, aber der Baron war kurz vorher bei dem General gewesen, er mußte, nein, er konnte davon wissen; Tags vorher war er ebenfalls dort, und Elise meinte sich noch erinnern zu können, daß von Geschäften die Rede sei. Leo schrieb deshalb mit Genehmigung Elises ein Billet dieses Inhaltes:

„Mein Herr Baron!“

Ich gebe mir die Ehre, Sie ganz ergebenst zu fragen, welcher Art Ihre letzten Beziehungen zu dem verstorbenen General von Boylen waren, und ob Sie von demselben vielleicht eine größere Summe in Verwahrung haben.

In dem ich mich beehre, Sie zu grüßen, zeichne ich Breslau, den 24. Januar 1756.

Mit Hochachtung

Leopold von Strachnis.

Hierauf gab Warotich persönlich Antwort, als er einige Tage später nach Breslau ritt. Er traf Leo am Ringe, rief ihn an und meinte vom Pferde herab:

„War ganz erstaunt, Herr von Strachnis, von Ihnen dieses Schreiben zu erhalten, da ich nicht begreife, in welcher Eigenschaft Sie selbiges an mich richten!“

„Als zukünftiger Gemahl des Fräuleins —“

Abg. Camp (Rp.) meint, da Handel und Industrie auf der einen Seite und Landwirtschaft auf der anderen Seite von einander abhängig seien, hätten jene auch ein Interesse daran, daß diese geschützt werde. Die unläugbaren Nachteile des jetzigen Zollsystems könnten sehr leicht beseitigt werden, wenn man an die Stelle der jetzigen nationalen Zollsätze eine gleitende Zollsatz lege, die sich der wechselnden Konjunktur auf dem Getreidemarkte anpassen vermöge. Er behalte sich in dieser Beziehung Vorschläge für die Kommission vor. Unsere nationale Produktion müsse in die Lage gesetzt werden, mit der ausländischen Konkurrenz in Wettbewerb zu treten. Wenn aber unsere Produktionskosten höher seien, wenn sie noch durch die Gesetzgebung, namentlich die sozialpolitische, belastet würden, dann habe der Staat einfach die Pflicht, diese Differenz auszugleichen, und das könne nur auf dem Wege des Schutzzolls erreicht werden. Bezüglich der landwirtschaftlichen Zölle komme die Vorlage den Wünschen der Landwirtschaft entgegen; aber diese Fürsorge sei nicht ausreichend. Er sehe nicht ein, warum zwischen den verschiedenen Getreidearten unterschieden werde. Für angezeigte hielte er einen höheren Zoll für Futtermittel, soweit sie den inländischen Konkurrenz zu machen geeignet seien, also speziell für Mais.

Abg. v. Komierowski (Pole) hält es für notwendig, den Entwurf in allen seinen Teilen einer gründlichen Kommissionsberatung zu unterziehen; eine definitive Stellungnahme vor dem Abschluß dieser Beratung würde den Stempel des Ueberlebens an sich tragen. Was den Entwurf selbst anbetreffe, so sei vor allen Dingen anzuerkennen, daß er bezüglich des wichtigsten Erwerbszweigs, der Landwirtschaft, ein außerordentlich wertvolles und umf. n. reiches Material beibringe, das gewissermaßen amtlich die Vorlage der Landwirtschaft beschleunige. Die polnischen Bauernvereine hätten sich übereinstimmend dahin ausgesprochen, daß für alle vier Hauptgetreidearten ein gleicher Zoll eintreten müsse. Bei Weizen und in Notlandsjahren müßten die Zollsätze außer Kraft gesetzt werden. Das sei die hauptsächlichste Forderung, die seine Fraktion stelle.

Morgen 1 Uhr Fortsetzung. Schluß 5 $\frac{1}{4}$ Uhr.

Tages-Gesamtheit.

Deutschland. + Berlin, 4. Dez. Der Kaiser reiste heute vormittag nach Schlesien ab und begab sich zunächst nach Moschen.

Der Etat des Schutzgebiets Niantichou weist für das Jahr 1902 eine Mehreinnahme von 60000 Mk. auf. Die Einnahmen sollen 360000 Mk. erreichen. Die Summe der geforderten fortwährenden Ausgaben weist dagegen ein Mehr auf von 700000 Mk., sie beträgt 5083303 Mk. Für einmalige Ausgaben werden 7375000 Mark gefordert (+ 800000 Mk.). Die Zivilverwaltung kostet 76485 Mk. mehr wie 1901, die Militärverwaltung 338994 Mk. Die zur Bildung einer Eingeborenentruppe angestellten Verwände sollen nach einer andern Richtung hin als bisher fortgesetzt werden; dafür werden 55000 Mk. verlangt. Die gemeinsame Ausgabe für Zivil- und Militärverwaltung weist ein Ausgabeplus von 284425 Mk. auf, darunter fast 100000 Mk. für Reit- und Zugtiere, Wagen und Geschirre. Für Lazarettverwaltung und Krankenpflege müssen 121000 Mk. mehr

„Oh so, gratulire, gratulire! Sie vermessen eine größere Summe?“

„Ja!“

„Thut mir doppelt leid um Ihre Willen, da ein Leutnant auf eine gute Mitgift rechnen muß!“

„Herr Baron!“

„Verstehen Sie recht, ich meine es gut! Von einem Kapital des Generals weiß ich nichts. Meine Beziehungen zum General von Boylen waren rein freundschaftliche; er wünschte Aufschluß über eine Spekulation, die ich bereitwilligst gegeben, das ist Alles!“

Er lächelte höhnisch, wie immer, sagte leicht an den Gut und ritt davon.

Leo aber stand da wie ein begogener Pudel; so viel jedoch war ihm klar: Warotich log; er hatte ein böses Gewissen, sein Gesicht verriet es. — Nun, vielleicht klärte sich doch noch alles auf.

Wer aber Warotich gefolgt wäre, der würde entschieden keiner guten Meinung gewesen sein; denn kaum war Leo außer Sicht, so drehte sich der Baron auf seinem Braunen herum, zog eine abfällige Frage und sagte:

„Prinz von Gabenichts, Du sollst das Heiraten wohl verzeihen; mein soll sie werden, mein!“ setzte er mit flammender Leidenschaft hinzu.

Sein nächster Weg führte ihn durch viele enge Gassen der Vorstadt bis an ein niedriges Haus, dessen Thür sich auf ein gegebenes Zeichen öffnete. Ein Knabe nahm das Pferd beim Kopfe und führte es auf und ab. Drinnen aber kam ihm ein schmutziger Trödler entgegen und nälste:

„Seien Sie willkommen, Herr Baron; große Ehre für mein Haus, daß Sie nicht verschmähen, bei einem so armen Teufel einzutreten!“

„Laß das! Es handelt sich hier um ernsthafte Sachen!“ Joseph Hirsch — das war der Name des Trödlers von zweifelhaftem Rufe — schaute verwundert auf.

„Kamtest Du den verstorbenen General von Boylen?“

ausgegeben werden. Unter den einmaligen Ausgaben figurirt ein Mehr von 515000 Mk. für Hoch- und Tiefbauten, einschließlich Vandalenwerb.

Die rheinische Metallwarenfabrik als Besitzerin des Erhartischen Patents für neue, jetzt in Wien in Versuch stehende Kanonen hat gegen die Firma Krupp in Essen, von welcher gleichfalls ein neues Modell in Wien probiert wird, die Patentklage eingebracht. Angeblich handelt es sich um Nachahmung der Vorkohlsfeder, die eine Erhartische Erfindung sein soll.

Die parlamentarischen Kreise sind uns geschrieben: „Die Eingabe der christlich-deutschen Bauernvereine (bayerischer, bayrischer, elsass-lothringischer, heiliger, nassauischer, ost- und westpreussischer, rheinischer, schlesischer, trierischer und westfälischer Bauernvereine) an den deutschen Reichstag betreffend die Zollvorlage liegt vor. In dieser Petition (es ist ein umfangreiches Altkunststück) wird für Gerste im Generaltarif ein Zollsatz von 7,50 Mark und im Minimaltarif ein solcher von 6 Mk., für Mais 5,50 Mk. im Generaltarif und 4 Mk. im Minimaltarif gefordert. So viel ich weiß, steht dies in offenbarem Widerspruch zu der Stellung, welche der westfälische Bauernverein in der letzten Zeit gegenüber der Agitation gegen die Futtermittelzölle, namentlich Mais und Gerste eingenommen hat. Mit wie wenig Sachkenntnis die Eingabe ausgearbeitet ist, beweist schon der Umstand, daß 3. B. in der Begründung gesagt wird, für Mais seien zwar im jetzt geltenden Tarif 2 Mk. pro Doppelzentner eingestellt, im Verträge aber sei Mais frei gelassen worden! Bekanntlich wird Mais jetzt mit 2,60 Mk. verzollt. In der Begründung wird u. a. gesagt, daß der Mais die Qualität des Schweinefleisches verschlechtere. Es wird aber doch nicht bei uns, wie in Amerika, wo die Schweine in die Maisfelder getrieben werden, bloß Mais gefüttert. Und was sollen die kleinen Leute denn zur Schweinemast gebrauchen, wenn die anderen Getreidearten, namentlich auch Gerste, durch hohen Zoll verteuert werden?“ (Wir bringen vorstehenden Artikel wiederholt zum Abdruck, weil derselbe in voriger Nr. entschieden verurteilt wieder gegeben worden ist. Die Red.)

Der Vebelsche Zukunftsstaat scheint wirklich bei der Sozialdemokratie immer mehr in üblen Ruf zu kommen. Mit seinem Spott hat der rheinische sozialdemokratische Kalender für 1902 den Denkspruch über den Zukunftsstaat dem heißen Monat Juli zugeteilt. Es heißt da: „Die Sozialdemokratie kämpft für eine neue Staats- und Gesellschaftsordnung, in der Männer und Frauen als Freie und Gleiche leben und thätig sind, in der es keine Herrschaft des Menschen über den Menschen giebt und das Wohlsein aller als oberster Grundsatz gilt.“ Der Kalendermacher hat wohl selbst empfunden, daß ein solches Endziel gegenüber ruhigen Erwägungen in einer kühleren Zeit nicht Stand zu halten vermag. Ein Menschengeschlecht und ein Staatswesen sich einzubilden, in dem es keine Herrschaft des Menschen über den Menschen mehr giebt, kann fürwahr nur eine Aufgabe für die Tage sein, in denen die Phantasie sich lebhafter bewegt und ihr die Menschennatur vor sich weht, nicht wie sie wirklich ist, sondern in traumhafter Gestalt, entkleidet ihrer angeborenen Mängel und ihres irdischen Seins. Daß der Kalendermacher selbst an der Verwirklichung des sozialistischen Ideals zu zweifeln geneigt ist, scheint er in den Eingebildeten für den Monat März andeuten zu wollen. Er fragt sich:

Der März, der sprengt die Fesseln entzwei,
Die Schnee und Eis geschlagen.
Zu befeuchten die Ausbeuterei,
Wann wird dies die Menschheit wagen?

Und giebt sich dann die Antwort:

Preist den März, den kühnen Rebellen,
Der uns Freiheit und Lenz bescheert;
Zeglichen Widerstand wird er zerbrechen,
Wenn er brausend das Land durchfährt.
Niemand weiß sein Kommen und Gehen,
Doch wir hören sein Saufen wohl.
Wahrend schon klingt ein gewaltiges Wehen,
Und in den Lüften, da braust es wohl.

Mit der Sozialdemokratie begegnen wir uns in dem Wunsch und dem thatkräftigen Bestreben, die „Ausbeuterei“

„Werde ich doch den großen militärischen Herrn gekannt haben!“

„Sein Nachlaß wird in diesen Tagen versteigert werden; Du mußt für mich alle seine Möbel kaufen, an welche sich Erinnerungen knüpfen, die ich Dir nicht weiter auseinanderlegen kann. Außerdem gedenke ich noch immer, das Fräulein für mich zu gewinnen und sie später mit dem Erwerb des väterlichen Eigentums zu überraschen!“

„Ach, wie sind doch der Herr Baron auf einmal so romantisch geworden!“

„Gleichviel, Hirsch, für Deine Mühe bekommst Du zweihundert Thaler; die gesammelten Möbeln gehen aber direkt von hier unter meiner Aufsicht nach meinen Gütern ab!“

„Ganz wie der Herr Baron gefehlt!“

„Gut, passe also auf, wenn der Termin angezeigt wird!“

Er wandte sich zum Gehen; Josef Hirsch geleitete ihn bis zur Thür, öffnete und schloß dann schnell wieder.

„Was mag er doch haben, der Hirsch, der Spitzbube, der Leuteschinder, daß er so freigebig wird? Zweihundert Thaler und des Generals Möbel? Lügen sind's, was er gesagt hat von dem Fräulein! das Fräulein wird sich hüten, einen Mann mit solch schmutzigem Herzen zu nehmen und weiß ich doch von dem jungen Herrn Leutnant! Was mag er haben?“

Er legte den Kopf in die Hand und sann lange nach, dann schüttelte er das Haupt mit den grauen Locken und murmelte:

„Vielleicht ist drinn eine geheime Schuldverschreibung oder dergleichen, was ihm unheimlich ist. Doch was geht's mich an. Ich fahre nicht schlecht dabei!“

Die Zeit sollte hinab in den Ozean der Vergangenheit, die Verhältnisse drängen, so las man denn eines Tages mit großen Lettern im Wochenblatt, daß nunmehr die Versteigerung des Hauses und des Mobiliars des verstorbenen Generals von Boglen umständlicher stattfinden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

zu bekämpfen, dem „obersten Grundsatz“ eines jeden Gesellschaftskörpers: „Das Wohlsein aller!“ immer mehr Geltung zu verschaffen, „Freiheit und Lenz“ für die Völker herbeizuführen. Wir kämpfen schon für „Wahrheit, Freiheit und Recht“, ehe es eine sozialdemokratische Partei bei uns gab, und wir erheben somit einen älteren Rechtsanspruch auf diese Devise, welche der diesjährige Verleger des genannten Kalenders auf der ersten Textseite deselben anscheinend als seiner Partei eigentümlich für die Sozialdemokratie beansprucht. Aber das Centrum und das katholische Volk wollen Wahrheit, Freiheit und Recht nicht auf dem Wege der Märzrevolution oder eines großen Kladderadassches durchsetzen, sondern auf ruhiger, friedlicher, loyaler Bahn, ausgehend von den vorliegenden Zuständen, eine Besserung derselben und ihr Ende herbeiführen, insofern sie für diese oder jene Klasse von Menschen sich als ungerecht darstellen. Und die neuere Entwicklung der Sozialdemokratie giebt uns in diesem Vorgehen recht. Denn die Vernünftigeren aus ihr wollen ja auch nicht mehr fruchtlose Obstruktion treiben, und erst recht nicht Rebellen und Revolutionäre erziehen, sondern beifern helfen. Freilich ist es bedauerlich, daß sie sich nicht gegen die Wiederaufrichtung des baumelnden Endzieles wehren, wenn es gilt — wie in den Kalendern — das Volk für die Partei zu gewinnen.

Das Meinrad der vielen jüngst erschienenen Bismarck'schen Publikationen sagt die „Voss. Zig.“ in folgendem zusammen:

Unzweifelhaft erscheint in ihnen Kaiser Wilhelm I. weit selbstständiger, kräftiger, leitender, als man bisher vielfach angenommen hatte. Man ist erheitert, zu sehen, wie er sich um die größten wie die kleinsten Dinge kümmert, überall anregt, mitwirkt, seine Meinung äußert, die öffentliche Meinung beobachtet und wertschätzt, wie er Gegenstände ausgleicht und besonders, wie er sein Vertrauen in seinen ersten Ratgeber bewahrt, ohne doch auf seine Ansicht zu verzichten. Er fügte sich sehr oft den Vorschlägen des Ministerpräsidenten, aber doch nur, wenn dieser ihn zu überzeugen vermochte. Gegen seine Ueberzeugung handelte er nicht. Und daß er eine Ueberzeugung hatte, ergiebt sich genügend und glänzend aus seinen Briefen.

Die Sozialdemokraten sollen beabsichtigen, im Reichstage gegen den Zolltarif alle gesetzlichen Mittel zur Anwendung zu bringen. So soll, um die Obstruktion wirksam zu machen, jeder sozialdemokratische Abgeordnete, wie Ledebour gestern ankündigte, als Redner gegen den Tarif auftreten.

Der Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands zählte am 15. November 1901 in 132 ordentlichen Vereinen und einem außerordentlichen Verein 1620 aktive und inaktive Mitglieder, und zwar 610 aktive Burgen, 321 Pächse und 689 Inaktive. Die Gesamtzahl 1620 bedeutet gegen den 15. November 1900 eine Zunahme von 99 studierenden Mitgliedern, gewiß ein erfreuliches Wachstum.

Afrika. Schenktlichkeiten in Englisch-Neuguinea.

Das Londoner Mining Journal schreibt in seiner Nummer vom 30. November: Fünf Grubenarbeiter sind festgenommen worden, weil sie im Vuhutudistrikt eine Anzahl Eingeborener getötet haben. Sie stehen unter Anklage des Mordes und werden schnell in Samarai verurteilt werden. Die Sympathie für die Männer ist groß. Es ist für die Goldsucher unerlässlich, die wilden Eingeborenen niederzuschlagen, wo immer sie dazu Gelegenheit bekommen, weil dieselben, solange sie sich frei bewegen können, für alle Arbeiter auf der Insel eine Gefahr bedeuten. Es ist allgemein üblich, die unnützen Wilden zu vernichten, gelegentlich aber veranlassen die Missionare, um ein kleines Schaustück zu veranstalten, die Polizei, ein paar Pioniere zu verhaften und beschuldigen diese des Mordes. In Australien mußten Eingeborene, die nicht zivilisiert werden konnten, getötet werden, und die gleiche Politik muß in Neuguinea befolgt werden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Am Montag mittag wurde im Repräsentantenhaus zu Washington der Kongreß eröffnet.

Die Votschaft des Präsidenten Roosevelt ist recht umfangreich. Sie gedenkt in warmen Worten Mac Kingleys und fordert den Kongreß dringend auf, Gesetze anzunehmen, welche die Anarchisten aus den Vereinigten Staaten ausschließen und bestimmen, daß diejenigen, welche in den Vereinigten Staaten aufgefunden werden sollten, wieder nach dem Lande hingeschafft werden, aus dem sie gekommen sind.

Die Strafen für erfolglose Nordversuche gegen den Präsidenten und Vizepräsidenten sollen verschärft werden. Die Votschaft führt aus, alle zivilisierten Mächte sollten in besonderen Verträgen die Verbrechen der Anarchisten für Verbrechen gegen das Völkerrecht erklären, wie Seeräuberei und Sklavenhandel. Die Votschaft spricht sich gegen den überaus blühenden Handel des Landes und erklärt, daß ein großer Teil der Freundschaft gegen die Trunks (Ringe), Verkaufszertifikate der Händler und Fabrikanten) gänzlich unbrauchbar ist. Es sei nicht zutreffend, daß in demselben Maße, gerechtfertigt sei. Es sei nicht zutreffend, daß die Arme armer geworden sei, wie der Reiche reicher geworden sei, der Arme armer geworden sei. Das Land sei den Männern zu großem Danke verpflichtet, welche den Handel des Landes geschaffen und seine Industrie entwickelt hätten. Ein weiterer Grund, diese kommerziellen und industriellen Korporationen mit Bedacht zu behandeln, liege in den internationalen Handelsverhältnissen. Die Bedeutung der herrschenden Stellung, welche Amerika im internationalen Geschäftsverkehr der Welt erst seit kurzer Zeit einzunehmen begonnen habe, dürfe nicht auf Spiel gesetzt werden. Es sei ja richtig, daß wirkliche und ernste Uebelstände vorhanden seien, der Hauptfehler sei die Ueberkapitalisierung; Verschmelzungen sollten nicht verboten, aber innerhalb vernünftiger Grenzen beaufschlagt werden.

Ein wesentliches Erfordernis, um eine solche Kontrolle ausüben zu können, liege in der Kenntnis aller Vorgänge bei derartigen Gesellschaften und in der Öffentlichkeit ihres Geschäftsganges. Die Regierung sollte das Recht haben, in den Geschäftsgang der internationalen Geschäftsverkehr beteiligten Korporationen einzufahren, und die Nation selbst die Aufsicht über dieselben übernehmen. Darin liege keine Härte. Die Banken seien schon jetzt der gleichen Maßnahme unterworfen. Die Öffentlichkeit sei das einzig sichere Mittel, das man jetzt zur Anwendung bringen könne. Was für Hilfsmittel weiter noch erforderlich sein würden, könne erst festgestellt werden, nachdem gesetzlich bestimmt sei, daß der Öffentlichkeit Einblick in den Geschäftsgang der Gesellschaften zu gestatten sei. Ein neues Mitglied des Kabinetts solle unter der Bezeichnung „Sekretär für Handel und Industrie“ ernannt werden, der die Interessen des Handels im weitesten Sinne wahrzunehmen hat.

Die amerikanische Arbeit muß geschützt werden nicht nur durch den Zolltarif, sondern auch soweit als möglich vor Arbeitern, die mit einem Arbeitsvertrag in der Tasche nach Amerika gebracht werden, oder die eine so niedrige Lebenshaltung haben, daß sie die amerikanischen Arbeiter auf dem Arbeitsmarkt unterbieten oder sie auf ein niedrigeres Niveau herabdrücken können. Es sei deshalb nötig, das Gesetz gegen die Chineseneinwanderung wieder in Kraft zu setzen und zu verschärfen. Die Gesetze betreffend die Einwanderung seien unbefriedigend. Sie müßten Anarchisten und

Personen von üblem Ruf fernhalten, durch eine sorgfältige Prüfung dafür sorgen, daß die zur Einwanderung Zugelassenen ein gewisse geistige Fähigkeit haben, die amerikanischen Institutionen zu würdigen, und den Nachweis verlangen, daß die Einwandernden fähig sind, sich in Amerika ihr Brod zu verdienen, und genügend Geld haben, um ihre Existenz in Amerika auf anständige Weise nach amerikanischen Verhältnissen zu beginnen. Es müsse eine sehr genaue Ueberwachung der Dampfschiffahrts-Gesellschaften, welche hauptsächlich Einwanderer nach Amerika herüberbringen, plötzlichen Nichts könnte unweiser sein, als die geschäftlichen Interessen des Landes durch eine allgemeine Tarifänderung zu füren. Das phänomenale Anwachsen des Ausfuhrhandels der Vereinigten Staaten verlange gebieterisch ausgedehntere Absatzmärkte und eine liberalere Politik den fremden Nationen gegenüber, behufs Gewinnung dieser Märkte.

Die Verhältnisse der Handelsmarine verlangen ein sofortiges Besseres Vorgehen. Es sei in jeder Beziehung unweiser für die Vereinigten Staaten, wenn dieselben fortführen, sich darauf zu verlassen, daß Schiffe konkurrierender Nationen die Erzeugnisse der Vereinigten Staaten verteilen werden.

Des weiteren spricht die Votschaft die Hoffnung aus, daß die Philippinen schließlich noch reif gemacht werden könnten für die Selbstregierung und sagt, der Zustand sei jetzt in die Hände von Vandalen und Marodeuren gelangt, welche die Behandlung als Britanten verdienen.

Die Votschaft fährt fort: Die Nation wünscht ernstlich aufrechtzuerhalten und herzliche Freundschaft mit allen anderen Nationen. Die Monroelehre (Amerika den Amerikanern) sollte ein Hauptzug der auswärtigen Politik aller Nationen der beiden Amerika sein. Wir verlangen auf Grund derselben keinerlei ausschließliche Beziehungen des Handelsverkehrs mit irgend einem anderen amerikanischen Staat, und wir lehnen auch keinem Staat Gewähr gegen Bestrafung für übles Verhalten, vorausgesetzt, daß diese Bestrafung nicht die Form einer Gebiets-Erwerbung durch eine nicht-amerikanische Macht annimmt, und wir haben nicht den leisesten Wunsch, irgend welches Gebiet von unsern Nachbarn für uns zu gewinnen. Das Wert der Schaffung der Flotte müsse stets fortgeführt werden, da es das einzige Mittel bietet, auf der Monroe-Lehre zu bestehen; doch ist alles, was wir wünschen, daß wir imstande sind, unsern Rechten die gleiche Achtung zu sichern, welche wir eifrig bedacht sind, auf die Rechte anderer zu erstrecken. Es sei nicht nötig, das Heer zu vermehren, doch müsse ein Generallab geschaffen werden. In China vertreten die Vereinigten Staaten die Politik der „offenen Thür“ mit Zugang zum Landesinnern auf den Wasserstraßen und verlangen notwendigerweise Gleichheit der Behandlung mit allen andern Mächten. Die Votschaft schließt mit einem Hinweis auf die innige Trauer der Vereinigten Staaten beim Tode der Königin Viktoria und der Kaiserin Friedrich, welche von dem englischen und dem deutschen Volke bei der Ermordung des Präsidenten Mac Kingley herzlich erwidert worden sei.

Der Krieg in Südafrika.

London, 3. Dez. Offiziell wird bekannt gemacht, der kommandierende General von Kapstadt telegraphiert bezüglich seiner Depesche vom 27. v. Mts., der Kommandeur der Connaught-Rangers telegraphiert jetzt, der von Fouches erhaltene Brief habe bezeugt, daß die beiden Gemeinden der Connaught-Rangers erschossen seien, und nicht etwa, daß sie gefangen und dann erschossen seien, wie er zuvor berichtet; der Kriegsminister habe hierauf an den General telegraphiert, der Kommandeur der Connaught-Rangers solle gewarnt werden, in Zukunft bei seinen Berichten größere Sorgfalt anzuwenden. Beschuldigungen gegen die Buren seien sehr zu bedauern, wenn sie nicht voll bewiesen wären.

Dr. Langerhans,
der neue Alterspräsident des Reichstags.



Nachdem im Sommer dieses Jahres der bisherige Alterspräsident des Reichstags, Dr. Vögler, seines hohen Alters wegen sein Reichstagsmandat aufgegeben hat, nimmt Dr. Langerhans, freiwiliges Mitglied der Partei, einer der Ehrenbürger Berlins (die drei anderen sind Menzel, Virchow und Robert Koch) nunmehr diese Stellung ein. Dr. Langerhans ist ein Berliner Kind und am 25. Mai 1820 geboren. Er erhielt seine Schulbildung im Grauen Kloster und studierte darauf in Berlin, Wien und Paris Medizin. Nachdem er 1843 sein Staatsexamen abgelegt hatte, ließ er sich als praktischer Arzt in Berlin nieder und nahm an allen öffentlichen Tagesfragen lebhaftes Interesse. 1862–66 und 1875–98 war er Mitglied des Reichstags. Zur Zeit vertritt er den Wahlkreis 1 der Stadt Berlin. Dr. Langerhans ist auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens betätigt und sich große Verdienste erworben. Auch ist er etliche Jahre lang Mitglied kirchlicher Synoden gewesen.

Aus Westfalen und Nachbarländern.

Miedebach, 3. Dez. Ein ungarischer Verbrecher, Johann Pavricca, der hier einen Mord verübt hat, ist in Kopenhagen verhaftet worden. Für die Ergreifung des Mörders war ein Preis von zweitausend Mark ausgesetzt.

Zuisburg, 4. Dez. Der frühere Versicherungsinspektor jehige Kaufmann Moritz Meyer von hier, schoß sich heute vormittag im Gerichtsgebäude eine Kugel in die Brust. Er wurde schwer verletzt in ein Krankenhaus geschafft. Meyer, der bereits wegen Sittlichkeitsverbrechens mit 2 Jahren Zuchthaus vorbestraft war, wurde heute vom Schwurgericht wegen Meineids aufs neue zu 2 Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach der Urteilsverkündung gelang es dem Verurteilten, sich der Aufmerksamkeits seines Transporteurs für einen Augenblick zu entziehen, um sich die schwere Verletzung beizubringen.

Köln, 4. Dez. In vergangener Nacht gingen bei Buir, wo dieser Tage das große Eisenbahnunglück stattfand, mehrere Getreideschuppen in Flammen auf. Man glaubt es auch in die-

(Schluß.)

Abg. Nicht politisch unterthänig dieser ein Abmehl Ausfluß des Sy dem hinterwölle im eigenen Hau Produkte aus der auf's Auge. W Agenten des M Interessen, wie Kolleitor empot Handelsverträge haben ins Auge entgangen, aber der Graf Schw plette er. (Gro mit der Vermer sagt man, der er schon, wenn ist das bei Jhn kann es aber d Bülow so beha Kanalvorlage i Möller ist dab dem Wirsal g hat nicht am n ordneter war, Nachschubstöße konnte ja Herr Da wäre es be unter Herr (große Heiterle rufen werden, leit links.) D zum Minister noch jüngst in Prinz Eugen, Vers (Heiterfe lieber langer nicht zu dum duftie und W Beim Jellesen Herz entdrt d erte lang ba in Trinitfisch seine geirige Oen ist man drin, der nicht war. So sich Vorlage einge Begründung d fall links, Vär mals hat die getrimt (Zur die große Mel trum. Nach Da dachten w Spezialitäten meine. Da t (Heiterkeit) lanu es nicht Diese schoß al Graf Bülow wie Graf Pol Mt. Getreide mindesten, w domsky ist d dem Ausgleich Werte; denn braucht wird. und Gerechtig beiter und in das Inland b Ausland billi hauptung, 70 übergetreten. höhlich ausdrü sich vermind sind nicht in einer anderen Reichsamt d lage des Zolls Gegenüber de Vergleich mit die Fortschr 30 pSt. getre Ernten der immer am M sonbern das Vatum werde der Entenber Spahn sprach nur daß der Armen wenig behalten. Zu es, es findet ansehen, wie anders gewo munter gefel Die Balme u Bülow mit d einmal mehr Sozialdemotr schen Prinzips interessen. Es dann muß d richtig! links) in ihrer Vzi land behande Industrie da wenn die Ju geeignet, den noch in der j vor einer sol lich geändert diese anhebel Reichsta daß ich gester hat sein, daß batte mich de genug zu h Richter mit gemacht hat macht, daß er viel gesagt h

Reichstag.

+ Berlin, 3. Dezember.

(Schluß.)
Abg. Richter (frs. Vp.): Wir haben 1892 die Handelsvertrags-
politik unterstützt und müssen daher den neuen Zolltarif ablehnen, da
dieser ein Abweichen von der früheren Politik bedeutet. Es ist ein
Ausfluß des Systems eines Universalprotectionismus, der noch auf
dem hinterwäldlerischen Standpunkte steht, was man braucht, möglichst
im eigenen Hause anfertigen und möglichst wenig Geld für fremde
Produkte ausgeben. Dies System paßt zur Weltpolitik wie die Faust
aufs Auge. Wir, die wir den Entwurf bekämpfen, sind darum keine
Agenten des Auslands, sondern vertreten mindestens ebenso nationale
Interessen, wie Sie (nach rechts). Die Regierung klettert jetzt die
Zollleiter empor; wenn Sie, Herr Reichskanzler, beim Abschluß von
Handelsverträgen herunter wollen, dann haben Ihnen die agrarischen
Kreise ins Angeht. Die Regierung kommt den Agrariern so weit
entgegen, aber sind die Herren denn zufrieden? Im Eingang nicht
der Graf Schwerin zum Reichskanzler, hinten auch, aber in der Mitte
pöbte er. (Große Heiterkeit.) Sie drohen schon dem Reichskanzler
mit der Verwerfung des Zolltarifs und der Handelsverträge. Sonst
sagt man, der Appetit kommt beim Essen, nein, bei den Herren wächst
er schon, wenn die Schüssel auf den Tisch kommt. (Heiterkeit.) Oder
ist das bei Ihnen auch die Politik des Ruh- und Pferdehandels? Man
kann es aber den Herren ja nicht übel nehmen, daß sie den Grafen
Bülow so behandeln, nachdem sie ihn geküßelt haben, bei der
Kanalarfrage Kotau zu machen. (Heiterkeit.) Dem Handelsminister
Möller ist dabei schon angst und bange geworden. Er sprach vom
Chaos der Interessen, und der Reichskanzler hat gestern auch von
dem Wirrwarr gesprochen. Nun, zu diesem Chaos, diesem Wirrwarr
hat nicht am wenigsten beigetragen Herr Möller, als er noch Abge-
ordneter war, damals mit seiner großen Verbrüderungsrede beim
Stichtagsfest. (Heiterkeit.) Die Konföderative Korrespondenz
konnte ja Herrn Möller bei seiner Berufung ins Ministerium begrüßen.
Da wäre es besser, lieber das ganze Handelsministerium auflösen und
es unter Herrn v. Boddies zu einer Ministerialabteilung machen
(große Heiterkeit), besser, als wenn Herren in das Ministerium be-
rufen werden, die mehr gegen als für den Handel sind. (Heiter-
keit links.) Die Nationalliberalen haben ja freilich keine Ernennung
zum Minister mit Jubel begrüßt, haben ihn in Feilen gefeiert und
noch jüngst in Duisburg mit einem Trinklied nach der Melodie
„Brüder, der edle Ritter“. (Stürmische Heiterkeit.) Nur ein
Vers (Heiterkeit): „Wilhelm sprach, du bist ein heller Kopf, mein
lieber langer Möller. (Stürmische Heiterkeit.) Du bist wirklich
nicht zu dumm, zu Verträgen für den Handel. Du hilfst In-
dustrie und Wandel, Komm ins Ministerium.“ (Große Heiterkeit.)
Beim Festessen des Landwirtschaftsrats hat er dann sein agrarisches
Herz entlockt und erinnerte sich dessen, daß seine Vorfahren Jorhün-
derte lang das Pommerische Land bebaut haben. Dann lavierte er
in Trinksprüchen und Reden, und so waren wir alle gespannt auf
seine geistreiche Rede. (Heiterkeit.) Und nun? Wir sind alle enttäuscht.
Oben ist man enttäuscht, draußen ist man enttäuscht. Kein Satz ist
drin, der nicht schon früher bei einem Trinkspruch oder in einer Rede
war. So schwach, so knapp, so unbedeutend ist noch eine große
Vorlage eingeleitet worden. (Beifall links.) Bei Caprioli 1892, bei
Begründung der Handelsverträge, welche füllte tiefer Gedanke! (Bei-
fall links, Lärm und Gelächter rechts.) Jetzt lärmten Sie, aber da-
mals hat die Mehrheit der Konföderativen für die Handelsverträge
gestimmt (Zuruf: Wein, die Mindebeit!) von den Freikonföderativen
die große Mehrheit, die Nationalliberalen und fast das ganze Cen-
trum. Nach dem Reichskanzler sprach gestern Herr v. Thielmann.
Da dachten wir: Na kommt! (Heiterkeit.) Es begann mit einigen
Spezialitäten und dann sprach er: jetzt kommen wir auf das Allge-
meine. Da berief er sich auf seinen geachteten Herrn Vorredner.
(Heiterkeit.) Das hat der Graf Posadowsky gesagt, er dachte, so
kann es nicht weiter gehen, und da hielt er heute seine große Rede.
Diese schloß aber über das Ziel hinaus, sie war agrarischer als selbst
Graf Bülow und die Vorlage. Wenn ich solche Anschauungen hätte
wie Graf Posadowsky, dann hätte ich mich nicht auf mit 1 oder 2
M. Getreidegölle, dann gäbe ich den Herren auf der Rechten zum
mindesten, was sie fordern. (Sehr gut! rechts.) Der Graf Pos-
adowsky ist die eigentliche agrarische Seele in der Regierung. Von
dem Ausgleich der Interessen sprechen Sie. Der Handel schafft auch
Werte; denn der Wert einer Sache entsteht erst dort, wo sie ge-
braucht wird. Und was hat denn die Industrie für einen Ausgleich
und Gerechtigkeit erfahren? Verwertung der Lebenshaltung der Ar-
beiter und im übrigen Schutzgölle für Syndikate, die die Preise für
das Inland hochhalten und die Fabrikate und Halbfabrikate an das
Ausland billiger abgeben. Der vorliegende Entwurf enthält die Be-
hauptung, 700.000 erwerbstätige Landwirte seien auf andere Berufe
übergetreten. Diese Behauptung ist nicht wahr, oder wenn ich mich
höflich ausdrücken soll, sie ist vollständig falsch. (Heiterkeit.) Was
sich vermehrt hat, sind die sogenannten Angehörigen, und die
sind nicht in andere Berufe übergegangen, sondern sind einfach in
einer anderen Rüte der Statistik geführt worden. Das scheint im
Reichsamt des Innern nicht bekannt zu sein. Also die ganze Vor-
lage des Zolltarifs beruht auf einem statistischen Irrtum. (Heiterkeit.)
Gegenüber der Schilderung der Notlage der Landwirtschaft und deren
Vergleich mit der Lage der afrikanischen Vuren muß man doch auch
die Fortschritte hervorheben, die die Landwirtschaft gemacht hat.
Die Produktion pro Hektar ist bei Roggen um 40, bei Weizen um
30 pSt. gestiegen. Graf Kanitz sprach einmal davon, daß bei schlechten
Ernten der Zoll die Preise ungemeinlich erhöhe. Sie halten noch
immer am Märchen fest, daß der Zoll das Getreide nicht verteuere,
sondern daß die Schuld an den hohen Preisen die Väder trügen.
Warum werden Sie nicht lieber alle selbst Väder? Ein Patrimonium
der Enterbten sollen die höheren Getreidegölle werden. Auch Herr
Spahn sprach heute davon. Das ist die Methode des heiligen Crispin,
nur daß der noch verhältnismäßig ehrlich war, denn er gab den
Armen wenigstens alles Veder hin, aber Sie wollen acht Veiweil
behalten. In der Vorlage steht überhaupt nichts davon. Da heißt
es, es findet sich alles später. Früher wollte man jedes Gesetz darauf
ansetzen, wie es bei der Sozialdemokratie wirkt. Das scheint jetzt
anders geworden zu sein. Wie habe ich die Sozialdemokratie so
munter gesehen. (Heiterkeit und Zurufe bei den Sozialdemokraten.)
Die Palme um die Verneinung der Sozialdemokratie hat sich Graf
Bülow mit dieser Vorlage verdient. Sie brauchen ja jetzt gar nicht
einmal mehr ihr Programm herauszusprechen. (Zustimmung bei den
Sozialdemokraten.) Man preißt es immer als Vorzug des monarchi-
schen Prinzips, daß es die allgemeinen Interessen schützt gegen Sonder-
interessen. Sieht man es jetzt so schwach gegen die Sonderinteressen,
dann muß das seinem Ansehen einen starken Abbruch thun. (Sehr
richtig! links.) Die Tarifverträge, die man damals als hochpolitisch
in ihrer Beziehung auf den Dreieck und das Verhältnis zu Aus-
land behandelte, werden jetzt ins Ungeheuer gestellt. Wie soll die
Industrie da Aufwendungen machen für den Absatz ins Ausland,
wenn die Zukunft sich so ins Ungeheuer stellt? Das ist wirklich nicht
geeignet, den inländischen Unternehmungsgeist zu kühlen, und gar
noch in der jetzigen Depression müßte sich die Regierung um so mehr
vor einer solchen Politik hüten. Hoffen wir, daß die Vorlage grund-
lich geändert wird, andernfalls müßten wir alle Anstrengungen machen,
diese anheißvolle Vorlage zum Falle zu bringen. (Beifall links.)
Reichskanzler Graf Bülow: Der Abg. Richter hat sich beklagt,
daß ich gestern nicht mehr gesagt habe. Er sollte mir eigentlich dank-
bar sein, daß ich bei der Einleitung einer voraussichtlich langen De-
batte mich der Kürze befleißigt habe. Wir werden noch lange Reden
genug zu hören bekommen. (Heiterkeit.) Im übrigen müßte Herr
Richter mir gestatten, zu sagen, daß er zwar einige sehr gute Räte
gemacht hat (Heiterkeit), er hat einige wirklich recht gute Räte ge-
macht, daß er aber doch nicht allzu viel neues gesagt, nicht allzu
viel gesagt hat, was ich nicht schon im Laufe des Sommers in einer

ihm nahestehenden Zeitung gelesen habe. (Oh! links. Sehr wahr!
rechts.) Nun hat Herr Richter sich bemüht, einen Gegensatz zu
konstruieren zwischen der Tarifvorlage der verbündeten Regierungen,
zwischen der Erhöhung der Getreidegölle und jener Weltpolitik,
die ich mehr wie einmal von dieser Bank vertreten habe und deren
überzeugter und entschiedener Anhänger ich, wie Sie alle wissen, bin.
Ein solcher Gegensatz existiert aber nicht; denn die Basis einer ge-
sunden und vernünftigen Weltpolitik ist eben eine kräftige nationale
Heimatspolitik. (Beifall rechts.) Das eine schließt das andere
nicht aus, sondern das eine ist die Voraussetzung des andern. (Sehr
richtig!) Eine Weltpolitik, welche die heimische Arbeit außer
Schutz lassen würde, die sich insbesondere nicht kümmern würde, um
die Landwirtschaft, das wäre eine phantastische, ungelundene und
chimäre Politik. (Beifall rechts.) Für eine solche
Weltpolitik danke ich, für eine solche Weltpolitik werde ich nicht zu
haben sein. (Beifall rechts.) Der Abg. Richter hat auch die
Kanalarfrage berührt. Die Kanalarfrage hört eigentlich nicht vor das
Forum dieses Hauses, sondern vor das Forum eines andern
hohen Hauses, welches zur Zeit geschlossen ist. Ich nehme aber gar
keinen Anstand, mich auch über diese Frage, die ja von allgemeinem
Interesse ist, hier zu äußern. Herr Richter hat mir in der Kanalarfrage
Nachgiebigkeit vorgeworfen. Ich hätte ihn eigentlich für kon-
stitutionell gehalten. (Sehr gut! rechts.) Warum nimmt Herr
Richter es mir übel, wenn ich gegenüber einer parlamentarischen
Körperschaft, also dem preussischen Abgeordnetenhaus, nicht sofort das
ganze schwere Geschäft aufgeföhrt habe, welches einer Regierung
zu Gebote steht? (Sehr gut! rechts. Lärm links.) Ist denn das
Ideal des Herrn Richter für das Verhältnis zwischen Regierung
und Volkvertretung etwa dasjenige wie von Reiter und Ross, der
eine führt, der andere muß unbedingt gehorchen? (Sehr gut!) Das
würde ja für mich als Minister in dieser Beziehung ganz nett zu
hören sein. Ich traue aber Herrn Richter in dieser Beziehung nicht
ganz. (Heiterkeit.) Ich fürchte, daß es ihm weniger darauf
ankommt, die Autorität der Regierung zu befähigen, als darauf,
einen Streit herbeizuföhren zwischen Regierung und großen Parteien
dieses Hauses, bei welchem er der tortius gaudens ist. (Sehr gut!
rechts.) Daß ich dazu nicht die Hand bieten will, daß ich Herrn
Richter nicht das Streichhölzchen liefern will, um einen Brand anzun-
zünden, an dem er seinen Partei-Topf kochen kann, das kann er mir
nicht verübeln. (Große Heiterkeit.) Nun bin ich ja immer gern
bereit, dem Herrn Abg. Richter Freude zu machen, es darf nur nicht
auf Kosten des Staatswohles sein. Das Staatswohl verlangt,
daß die Kanalarvorlage im vergangenen Frühjahr mit Ruhe be-
handelt wurde im Hinblick auf das allgemeine Interesse und nicht
vom Standpunkt dieser oder jener Fraktion. Das schließt natürlich
nicht aus, daß die Regierung an ihren verkehrspolitischen
Zielen unbedingt festhält. (Hört, hört! bei den National-
liberalen.) Von einem Falllassen der großen Wasserstraßen-
pläne ist keine Rede. (Beifall bei den Nationalliberalen.) Von
einem Falllassen und definitiven Scheitern der Kanalarvorlage kann
schon deshalb nicht die Rede sein, weil dies eine tiefgehende Schädigung
bedeuten würde nicht nur für diesen oder jenen Gebietsteil, son-
dern für den allgemeinen Wohlstand des Landes. Die preussische Staats-
regierung aber ist fest überzeugt, daß ein Projekt, welches nicht
einen einzelnen Erwerbszweig sondern dem allgemeinen Wohlstand
der gesamten Monarchie zugute kommt, mit der Zeit realisiert wer-
den wird. (Lärm links.) Wenn uns Herr Richter dabei unterstützt,
so soll uns das sehr recht sein. Es muß aber in sachlicher Weise ge-
schehen. Nun hat Herr Richter weiter montiert, daß ich gestern gesagt
habe, man möge abwarten, wie der Saft weiter fließe, und er hat
gemeint, ich spielte in der ganzen Tariffrage keine führende Rolle.
Es kann doch nicht die Aufgabe des Reichskanzlers sein, seine An-
sichten den verbündeten Regierungen zu oktroyieren. Das würde
im Widerspruch stehen nicht nur mit dem Geiste der Reichsverfassung,
sondern auch mit der Ansicht, die ich persönlich von den Rechten und
der Selbständigkeit und der Würde der Bundesstaaten habe. Ich kann
auch nicht ohne weiteres meine Ansichten diesem hohen Hause oktroy-
ieren. Wir alle wissen doch, daß das konstitutionelle Leben
beruht auf dem Prinzip der gegenseitigen Verständigungen, auf gegen-
seitigem Entgegenkommen, hier und da auch auf Kompromissen. Ich
konstatiere mit Befriedigung, daß es mir gelungen ist, zwischen den
verbündeten Regierungen einen Konsensus herbeizuföhren, und ich
denke, es wird mir gelingen, eine Verständigung über die Tarif-
vorlage herbeizuföhren zwischen den verbündeten Regierungen und
diesem hohen Hause. (Beifall.) Jedenfalls habe ich in dieser Bezie-
hung das meine getan, und wie König Philipp von Spanien kann
ich zu Ihnen sagen: Ich habe das meine (e. h. an, Herr Kardinal,
thun Sie das Ihre!) (Stürmische Heiterkeit.) Ich sage also:
Zwischen den verbündeten Regierungen und diesem hohen Hause hoffe
ich auf eine Verständigung, trotz dem Abg. Richter, der diese Ver-
ständigung hoffentlich nicht wird hintertreiben können, sondern der
dabei stehen wird als der Geist, der stets verneint, schließlich aber
überlirmt wird. „Mehris unterliegt u. die Engel triumphieren!“
(Große Heiterkeit.) Ein großer Teil der Ausführungen des Abg.
Richter galt der Frage der Handelsverträge. Ich habe nie einen
Zweifel darüber gelassen, daß ich annehmbare Handelsverträge, und
zwar langfristige Handelsverträge, für wünschenswert und erhaltens-
wert halte. Ich habe im vorigen Jahre, ich glaube im Februar oder
März, von dieser Stelle gesagt, daß es unser Wunsch und unsere Ab-
sicht sei, auf für uns annehmbarer Basis wieder zu Handelsverträgen
zu gelangen. Ich sage, auf für uns annehmbarer Basis; denn allerdings
bin ich nicht der Ansicht, daß Deutschland sich in einer Zwangsangelegen-
heit (sehr gut!), die uns nötigt, um jeden Preis und unter jeder Bedingung
mit andern Handelsverträgen abzuschließen. (Beifall.) Ich bin der Ansicht,
daß diejenigen Staaten, mit denen wir bisher in Vertragsbeziehungen
gestanden haben, genau dasselbe Interesse wie wir daran haben, das
alte Vertragsverhältnis fortzusetzen; ich bin auch der Ansicht, daß neue
Handelsverträge nur möglich sind auf der Basis voller Gegenseitig-
keit und gegenseitiger Anständigkeit (Beifall), und ich bin endlich der
Ansicht, daß im Hinblick auf die kommenden Handelsvertragsverhand-
lungen wir unsere Wünsche mit derselben Freiheit zur Sprache bringen
können wie andere; wir brauchen nicht schüchtern zu sein als andere.
(Heiterkeit und Beifall.) Was nun die Auslassungen fremder Blätter
über unsere Tarifvorlage angeht, so werden sich die verbündeten Re-
gierungen dadurch natürlich nicht um eine Haarsbreite von dem
Wege abdrängen lassen, den uns unsere Rechte und Interessen vor-
schreiben. (Beifall.) Ich gehe übrigens, daß mich diese Angriffe der
fremden Presse gegen die Tarifvorlage gar nicht weiter berühren;
im Gegenteil, wenn die Tarifvorlage von allen Enden und Ecken des
Auslandes gelobt würde, so würde mich das bedenklich machen. (Sehr
gut! rechts.) Also wir sind Herren im eigenen Hause und thun
das, was wir im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung für nützlich
und notwendig halten. (Beifall.) Ich möchte aber noch ein Wort
hinzufügen. Fern sei mir der Gedanke, auch nur einen Moment zu
zweifeln an dem Patriotismus des Abg. Richter oder irgend eines
Vertreters in diesem hohen Hause. Aber das ewige Gedröbe mit
dem Jörn des Auslandes, wie es seit einiger Zeit in einem
Teile unserer Presse im Schwünge ist, die geradezu denunziatorische
Weise, wie die Regierung des eigenen Landes angegriffen wird bei
den Regierungen fremder Länder, das ist widerlich! (Stürmischer
Beifall rechts, Lärm links), abgesehen von der politischen, ich
will einmal sagen Nationalität, immer mit dem fremden Lande zu
drohen, zu drohen mit dem fremden Rechte Appropria. (Heiterkeit.)
Ich muß sagen, ich beneide meine verehrten Freunde und Kollegen,
die fremden Minister des Innern, um den Eifer, mit dem
die Beförderung der Geschäfte ihnen von deutscher Seite er-
leichtert wird. (Beifall rechts.) Unter solchen Umständen ist
es bequem, Politik zu machen. Vom deutschen Standpunkt aber ist
es unpatriotisch und widerlich, aus Gründen der inneren Partei-
politik das fremde Selbstgefühl zu reizern, das manchmal nicht

gerade gering ist. (Sehr gut!) Wir wünschen mit allen andern Mächten
politisch wie wirtschaftlich in den allerbesten Beziehungen zu sein, aber
wir lassen uns durch fremde Angriffe und Drohungen nicht ins
Bochhorn jagen. (Beifall.) Dies vorausgeschickt, konstatiere ich, daß
wir selbstverständlich den Wert der Handelsverträge rückhaltlos an-
erkennen und daß wir von dem Wunsch befeuert sind, unsere Handels-
verträge wieder zu erneuern. Ich glaube auch, daß langfristige
Handelsverträge nicht nur der Industrie und dem Handel, sondern
auch der Landwirtschaft zugute kommen, denn auch die Landwirt-
schaft hat ein Interesse an stetigen Zuständen, an ruhigen und gleich-
mäßigen Verhältnissen. Jedenfalls ist die Veränderung und die fort-
schreitende Erweiterung des Absatzgebietes unserer Industrie-
produkte selbstverständlich für unsere gesamte wirtschaftliche Entwicklung
eine soziale und ökonomische Notwendigkeit, der sich die ver-
bündeten Regierungen nicht im entferntesten verschließen. Nun möchte
ich noch das eine sagen. Es hat mich ja gewiß gefreut, daß Herr
Richter so warm eingetreten ist für den monarchischen Gedanken.
Es ist eine alte Erfahrung, daß schließlich nichts veränderlicher ist,
als gemeinsame Arbeit. Die verbündeten Regierungen hoffen, daß
diese alte Erfahrung sich auch diesmal bestätigt. Sie hoffen, daß sich
im Laufe der Kommissionsberatungen herausstellen wird, daß manche
Gegensätze nicht in der Schärfe bestehen, wie haben und drüben heute
angenommen wird. Sie hoffen jedenfalls, daß diese Beratungen zu
einer Milderung der Gegensätze führen werden und daß es gelingen
wird, ein Tarifgesetz zustande zu bringen, der Landwirtschaft zu
Nutz, der Industrie nicht zum Trug, ein Tarifgesetz, mit dem
das Land zufrieden sein kann. (Anhaltender Beifall.)

— Dr. Vingsens,

der bisherige Alterspräsident des Reichstages.



Anlässlich des erfolgten Wiederzusammentritts des deutschen
Reichstages verfehlen wir nicht, unseren Lesern beisehnd das Bild
des bisherigen Alterspräsidenten Dr. Josef Vingsens (Centrum) zu
bringen, welcher bekanntlich vor einiger Zeit seines hohen Alters
wegen sein Mandat als Abgeordneter niedergelegt hat. Dr. Vingsens,
Dr. jur. honoris causa, (Universität Leoben) und Rechtsanwalt a. D.
lebt als Rentner in seiner Vaterstadt Aachen. Er ist am 10. August
1818 geboren und römisch-katholischen Glaubens. Er studierte in
Bonn, Berlin und Paris, wurde 1840 Advokat, und war 1852–55
Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses für Aachen und Gupen
und Mitbegründer der katholischen Fraktion. Er ist ferner Geheim-
kammerer der Päpste Pius IX. und Leo XIII., und Komthure des
Hinterordens vom hl. Gregorius. Seit 1856 ist Dr. Vingsens Stadt-
verordneter in Aachen und seit 1871 Mitglied des Reichstages, dem
er sonach volle 30 Jahre angehört hat.

Tages-Geignisse.

— Ueber die Zukunft des Handwerks steht im
Jahresbericht der Arnberger Handwerkskammer folgendes:
Die Behauptung, das Handwerk sei dem Untergange geweiht,
kann nur von Leuten aufgestellt werden, die mit geschlossenen
Augen durchs Leben gehen. Wie können z. B. die zahlreichen
Zweige des Bauhandwerks, Maurer, Zimmerer, Dachdecker,
Klempner, Installateure, Schlosser, Schmiede, Anstreicher,
Steinmetze, Stuckateure jemals durch Maschinenbetrieb ersetzt
werden? Aber auch die anderen Handwerke, welche mit dem
Baugewerbe nichts gemein haben, wie Väder, Metzger,
Drechsler, Sattler, Uhrmacher und schließlich auch die viel-
bedauerten Schneider und Schuhmacher werden niemals von
dem Großbetriebe aufgesogen werden. Selbstredend kann
das Handwerk heute vielfach nicht mehr so ausgeübt werden,
wie zu Großvaters Zeiten, sondern der Handwerker muß der
Entwicklung, die unser Leben genommen hat, folgen, und
wo er fürchtet, verdrängt zu werden, zur Anfertigung von
„Spezialitäten“ übergehen. Die Schuld, daß der Hand-
werkerstand in den letzten Jahren zurückgegangen, liegt nicht
allein in dem raschen Anwachsen der Großbetriebe, sondern
auch vielfach am Handwerker selbst, der es nicht verstanden
hat, mit der Zeit mitzugehen. Der Handwerker unserer Zeit
muß auch Kaufmann sein, und wo die kaufmännischen
Kenntnisse mit dem Handwerk zusammen verbunden werden,
kann von einer Unterdrückung des Handwerks keine Rede sein.
— Eines Meisters Klage über die Submision. Ein
großer Mißstand, der nicht zum wenigsten die Schuld an der
bedrängten Lage des Handwerks trägt, ist der Mangel einer
richtigen Arbeitsrechnung. Die meisten Handwerker nehmen
sich weder Zeit, noch geben sich Mühe, mit nötiger Sorgfalt
bei Aufstellung der Preise zu Werke zu gehen. Man bietet
bei Submissionen und sonstigen Gelegenheiten immer ab, un-
bekümmert darüber, ob nicht etwa der Preis an und für sich
schon weit unter dem Mittelpreis angelegt ist. Man verläßt
sich auf seinen Kollegen, seinen Konkurrenten, und sagt sich:
Wenn's der für 100 Mark liefern kann, kann ich es auch
für 95 Mark; ich verdiene dann halt 5 Mark weniger! —
Ganz schön gesprochen, aber nicht gedacht. Der leidige Hand-
werker sprich: „Wenn's der so machen kann, dann kann ich's
auch“, mühte vielfach in die Worte umgelegt werden: „Wenn
der's Geld an dieser Arbeit einbüßen kann, dann kann ich's
auch!“ Der Handwerker, der sich vor der Mühe scheut, jede
größere Arbeit, die er übernimmt, mit peinlicher Genauigkeit
zu kalkulieren, der Handwerker, der sich immer auf seinen
Kollegen verläßt, — der nie weiß, was ihn sein Rohmaterial,
seine eigene Kraft und die fremden Arbeitskräfte kosten; der
Handwerker, der nie daran denkt, daß auf jede einzelne Ar-

Kilometer in der Stunde zurücklegen und der berühmte Polar-
fahrer Hayes hat selbst im Hundeschlitten 11 Kilometer in
82 Minuten durchfahren, was die Leistungen eines Rennreiters
weit übersteigt. Der Polarfuchs vermag auf dem Eise eben-
falls ungeheure Strecken zurückzulegen. Manien traf auf
seiner Eiswanderung am 26. April 1895 bei Temperaturen
von unter 30 Gr. Celsius Kälte auf 85 Gr. Nordbreite
frische Fuchsfährten, mehrere hundert Kilometer vom nächsten
festen Lande. Der Eisbär ist ein ebenso guter Fußgänger
als gewaltiger Schwimmer. Nach Payet übertrifft ihn nur
das Renntier an Schnelligkeit. Seine Wanderungen sind
weit, viele Meilen vom Lande entfernt trifft man ihn
schwimmend und auf Eisschollen fährt er bis nach Island
herab, der Geruch eines kleinen Stückchens angebrannten
Specks lockt ihn aus meilenweiter Entfernung herbei.
— Nach dem Meter messen auf der ganzen Welt
dreihundert Millionen Menschen, die sich auf folgende
zwanzig Länder verteilen: Deutschland, Oesterreich-Ungarn,
Belgien, Spanien, Frankreich, Griechenland, Italien, Nieder-
lande, Portugal, Rumänien, Serbien, Norwegen, Schweden,
Schweiz, Argentinien, Brasilien, Chile, Mexiko, Peru und
Venezuela. Es fehlen in dieser Liste hauptsächlich noch die
Länder des britischen Reiches und die Vereinigten Staaten
von Amerika. Aber auch hier denkt man bereits daran,
ebenso wie in Rußland, das bequeme Metermaß einzuführen,
was nur recht und billig wäre. Dann bleibt nur noch China
übrig, das noch seine alten Maße abschaffen muß, ehe das
Metermaß die ganze Welt beherrscht.
— Die religiösen Verirrungen, welche sich, wie wir
berichteten, dieser Tage in dem ländlichen Dorfe Datten ab-
gespielt haben, sind, so befallenswert sie erscheinen, für den
Seelenforscher von außerordentlichem Interesse. Möglicher-
weise handelt es sich hier um epidemische Neußerungen geistiger
Verzücktheit, wie man sie noch heutzutage bei gewissen
orientalischen Sekten findet. In der bosnischen Landeshaupt-
stadt Sarajevo befindet sich das hochgelegene Kloster der
heulenden Derwische, die Sinau Tekija, welche an einem
Abend der Woche fremden Besuchern gegen Einlaßkarten
geöffnet ist. Hier hat man wie auch in Konstantinopel Ge-
legenheit, die Andacht, den sogenannten Zikr, zu beobachten.
Etwa fünfzehn bis zwanzig Derwische sitzen in dem Halb-
dunkel der kuppelgedeckten Halle auf dem Boden, vor ihnen
in langem Kasan der Scheich. Dieser singt mit gellender
Stimme das Glaubensbekenntnis; bald fällt dieser oder jener
aus der Runde ein. Dabei bewegen sie pendelartig den
Kopf nach beiden Seiten, jede Neigung mit einem tiefen
Atemzuge begleitend. Dann stimmen sie alle eine Art Refrain
an. Erst klingt es langsam, gemessen, feierlich „la la ilaha“
— allmählich werden Gesang und Bewegungen rascher,
schärfer, leidenschaftlicher . . . wie in Verzückung schwan-
ken die Leiber hin und her, die Atemzüge werden lauter. Schon
berühren die herabhängenden Arme den Boden, das Keuchen,
das sich der Brust stoßweise entringt, wird zum lauten „Hu“,
soviel wie „Er“, d. h. Gott . . . die Ekstase beginnt.
Einer reißt den anderen fort, die Bewegungen geschehen
gleichzeitig, wie im Takte. Verleider Schweiß rinnt den
Verzückten von der Stirn. Manchem steht der Schaum vor
dem Munde. Da plötzlich springt einer von ihnen vor und
beginnt, sich mit flach ausgestreckten Armen wie ein Kreisler
um seine eigene Achse zu drehen, und während die anderen
immer wilder den Oberkörper hin- und herwerfen, dreht er
sich, verzückt gen Himmel starrend, immer rascher im Kreise.
Bleicher und bleicher wird sein Antlitz, schon ist er fahl wie
der Tod, seine Augen schließen sich, länger als eine halbe
Stunde wirbelt der Fanatiker umher . . . da bricht der
Chor plötzlich ab, der Tänzer stürzt, wie vom Schläge ge-
troffen, zu Boden, sich in wilden Zuckungen windend. Die
Lichter in dem weiten Raum verlöschen — der Zikr ist zu
Ende.
— Kein Vergnügen ohne . . . Herren. Die jungen
Mädchen von Great Bend, Pennsylvania, organisierten vor

einiger Zeit eine Anti-Tabaks-Liga, deren Hauptparagra-
ph dahin lautete, daß kein Mädchen mit einem jungen Manne
verkehren sollte, welcher Tabak in irgend einer Form gebrauchte.
Die jungen Männer der Ortschaft bildeten nun sofort eine
„Schutz- und Trug-Organisation“ und beschloßen einstimmig,
nur noch jungen Damen, die außerhalb Great Bend wohnten,
den Hof zu machen. Eine Zeitlang hielten die jungen
Mädchen Great Bends diese Vernachlässigung aus, aber jetzt
hat sich die Anti-Tabaks-Liga in — Rauch aufgelöst.

Weiteres.

— Vertrauensselig. Straßenräuber (nachdem er einem Rei-
senden die Börse abgenommen hat): „Wieviel ist dein?“ „Hundert
Mark gerade!“ „Na, Sie haben ein ehrliches Gesicht, da will ich gar
nicht nachzählen. . . Machen Sie, daß Sie fortkommen!“
— Kindermund. Karlchen: „Mama, gib mir doch ein Stück
Zucker; das Stück, das Du mir gegeben hast, habe ich fallen lassen.“
Mutter: „Wohin hast Du es denn fallen lassen?“ Karlchen: „In
die Tasse.“
— Er kennt ihn. Diener: „Heute bin ich gerade fünfundwan-
zig Jahre in Ihren Diensten!“ — Herr: „Wie, schon fünfund-
zwanzig Jahre? Na, Jean, dann müßten Sie doch bald so viel
zusammen geschoben haben, daß Sie sich zur Ruhe setzen können!“
— Nicht schmeichelehaft. Sie: „Georg, wenn wir uns scheiden
lassen sollten, hättest Du etwas dagegen, wenn ich mich wieder ver-
heirate?“ — Er: „Nein.“ — Sie: „Weshalb nicht?“ — Er:
„Warum soll ich denn Mitleid mit einem Menschen haben, den ich
gar nicht kenne?“
— Der Pantoffelheld. Frau (während eines heftigen Streites):
„Durch mich bist Du überhaupt erst zu etwas gekommen; was hast
Du gehabt, bevor Du verheiratet warst?“ Mann: „Wenigstens einen
Häuslichkeitskrieg.“
— Unbewußte Selbstkritik. Dienstmädchen: „Gnädige Frau
lieben mich rufen.“ — Gnädige Frau: „Jawohl. Sagen Sie, was
nehmen Sie sich denn heraus, Elise? Den ganzen Tag unangezogen,
unfrisirt, immer plapperhaft und bequem — glauben Sie denn, Sie
sind hier die gnädige Frau?“
— Schwäbisch. Schaffner des Schnellzuges zum Bauer: „Zeiget
Sie mir Ihr Zuchtschloß.“ (Zuchtschloßkarte.) — Bauer: „I denn kein
Zuchtschloß.“ — Schaffner: „Sie müßten aber e Zuchtschloß henn, döß
ich jo e Schnellzüge!“ — Bauer: „Ja noin, i will kein Zuchtschloß
henn, i hann kein so große Gile.“ — Schaffner: „Sie müßten aber
e Zuchtschloß nachlöset, joenscht müß i Sie em Herrn Stationsvorsteher
vorführe.“ — Bauer: „Ja noin, dann fahret halt a bißl langsame!“
— Vom Exerzierplatz. Meyer, stehen Sie nicht so überflüssig
da, wie 'ne nach Althen jetragene Gule! (Zu einem Einjährigen, der
sich hinten in der Uniform ein Dreieck gerissen hat): Einjähriger, ich
glaube gar, Sie treiben hinterm Rücken noch Geometrie, um Ihr
Jahr auszunutzen! — Was ist eigentlich Ihr Vater, Sie dumme
Mensch? — Refrut: Schafzüchter! — Unteroffizier: Na, da
haben wir es ja! — Unteroffizier: Na, Meyer, Sie grinsen ja so
vergnügt, als ob Sie auf dem Exerzierplatz das einzige Kameel
wären!

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Oberon, Marine, Urentel, Arsenik, Malaga, Diamant, Fiume.
Breslau.

(*) Rätselsprung.

(Nachdruck verboten.)

er	du	ver	chen	daß	ter	und
rau	um	die	weiß	kraft	le	leid
kaufft	kennt	daß	deß	brau	mut	al
das	chen	nur		bens	und	zu
nis	ist	le	die	recht	das	wenn
die	kunst	al	ge	gend	preis	lieb
das	erst	ju	ben	te	deist	kann

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Redakteur: F. Knippschild, Delbe. — Druck und Verlag: E. Holtzendorf, Delbe.

Unterhaltungsblatt

mit Festselders Volkszeitung, Beckumer Volkszeitung, Glocke und Wiedenbrücker Zeitung.

Nr. 49. Freitag, 6. Dezember 1901.

(!) Die gefundene Braut.

Humoreske von P. Saget.

(Nachdruck verboten.)

Herr Fay war ein stadtbekannter Weiberfeind, der weder
an eine Verlobung, noch an eine Verheiratung mit einer
Vertreterin des schönen Geschlechts dachte und sich in seinem
Junggesellenleben „recht mollig“ fühlte, wie er zu sagen pflegte.
Für ihn war die „Frauenherrschaft“ eines „freien Mannes“
anwärdig, er wollte kein „Pantoffelheld“ werden und sich
keine Sorgen um die Beschaffung kostspieliger Toiletten machen,
und darum bemühte er sich „Garçon“ zu bleiben und war
sehr vorsichtig im Verkehr mit seinen Nebenmenschen. Für
ihn stand es fest, daß die holde Weiblichkeit überall Neze
ausspannte und Schlingen legte, um ihn, den vermögenden
Mann, einzufangen und unter das Ehejoch zu beugen. Manche
behaupteten, daß Herr Fay menschenscheu sei und wie ein
Hamster in seinem Bau, d. h. in seinem kleinen Landhause
lebe, in dem eine würdige Matrone ihm die Wirtschaft führte.
Und doch war Herr Fay in den besten Jahren, er zählte
erst 45 Sommer.

Wenn seine Haushälterin, eine Witwe Schrapper, ab
und zu bei ihm „auf den Busch klopfte“ und ihn fragte,
weshalb er denn eigentlich gar nicht ans Heiraten denke,
dann sah Herr Fay sie mit einem spöttischen Blicke an und
sagte: „Frau Schrapper! Wissen Sie, was der Satiriker
Saphir sagt? Wenn zwei sich verloben, sind sie selig, und
wenn sie sich verheiraten — im siebenten Himmel! Beweis:
Am andern Tage kommen sie sich wie aus den Wolken ge-
fallen vor. Ich will nicht aus den Wolken fallen und darum
steige ich nicht in den Gehimmel. Verstanden!“

„Spötter, der Sie sind“, entgegnete die Matrone und
drohte ihm mit dem Finger. „Sie wissen nicht, wie glücklich
man ist, wenn man verheiratet ist; ich kann den seligen
Schrapper nicht vergessen, solange ich lebe. Freilich war er
auch ein Musterhemann. Er ging nicht ins Wirtshaus,
spielte keinen Skat, räsonnierte nicht den ganzen lieben Tag,
sondern war mit dem zufrieden, was ich that und was ich
unterließ.“

„Im, hm,“ brummte darauf Fay, „das Ideal eines
Ehemannes; ich bin zu einer solchen Rolle nicht veranlagt.
Wir wollen's beim Alten lassen.“

Und Herr Fay ließ es beim Alten, bis er eines Tages
zum Verächter seiner Grundsätze wurde, wie Frau Schnapper
zu der Nachbarin Klatscher „im Vertrauen“ sagte, als der
alte Junggeselle sich ernstlich mit dem Gedanken trug, eine
Vertreterin des sonst von ihm so sehr gemiedenen zarten
Geschlechts an den Herd seines Hauses zu führen und ihr das
Zepter der Macht über sein männliches Wollen zu übertragen.

Frau Schrapper war starr vor Erstaunen, als Herr Fay,
von einer Reise zurückkehrend, vor sie hintret und ihr mit
verlegener Miene erklärte: „Kein Mensch kann seinem Schick-
sale entgegen. Liebe Frau Schrapper, ich bin ausgegangen,
um ein Geschäft mit Wertpapieren zu machen, und ich habe
— ja, lachen Sie nur — ein Herz gefunden. Ich weiß
nicht, wie es kam, ich bin eigentlich noch recht ärgerlich
darüber, daß es so gekommen, aber es kam so, wie ich wollte,
daß es nicht kommen sollte; ich habe alle meine Prinzipien
eingebüßt, die ich mir in bezug auf die Frauen erworben . . .
Sehen Sie hier!“

„O, du meine Güte! Ein Verlobungsring an Ihrer
Hand. Herr Fay! Ein richtiger Verlobungsring! Herr Fay!

Herr Fay! Es geschehen Zeichen und Wunder! Sie scheinen
ja mit Volldampf in den Ehestandshafen fahren zu wollen.“
Herr Fay lächelte und betrachtete mit seiner Haushälterin
den breiten Goldreif, der den Ringfinger seiner linken
wohlgepflegten Hand zierte.

„Und wer ist die Brauerin, die Sie zum verlobten
Bräutigam gemacht hat?“ fragte Frau Schrapper. „Sie muß
ihre Kunst vortrefflich üben, denn . . .“
„Sie sollen alles erfahren, meine Liebe,“ fiel ihr Fay
ins Wort, „natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit.
Es ist ein süßes Geheimnis, was ich Ihnen anvertraue.“
Und das „alte, in Brand geratene Haus“ erzählte seine Ge-
schichte, wie ein Jüngling, der zum ersten Male liebt.

Bald nachher machte Herr Fay, der sich sorgfältiger
denn sonst gekleidet hatte, einen Ausgang. Raum aber war
er aus dem Hause auf die Straße getreten, so brannte es
auch Frau Schnapper unter den Sohlen; es litt sie nicht
mehr in der Küche; selbst auf die Gefahr hin, daß ihr die
Suppe anbrenne, mußte sie zur Nachbarin Klatscher und
dieser — natürlich auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit —
das große Ereignis mitteilen, daß Herr Fay, der Weiberfeind,
sich Hals über Kopf in die Liebe gestürzt habe und sich binnen
kurzem verheiraten werde.

„Denken Sie sich, liebe Frau Klatscher,“ rief die Haus-
halterin mit vor Erregung zitternder Stimme und nach Luft
schnappend, „denken Sie sich, Herr Fay macht jetzt solche
Streiche, daß es einem ordentlich bange um seinen gesunden
Menschenverstand wird. Früher, als er noch seine weiber-
feindlichen Grundsätze hatte, da war es schwer, mit ihm um-
zugehen, aber jetzt, nachdem er zum Verächter seiner Grund-
sätze geworden, wird er unaussprechlich fein. O, beste Frau
Nachbarin, daß ich noch so etwas erleben muß, das ist ein-
fach entsetzlich!“

Frau Klatscher schaute die Sprecherin mit dem Ausdruck
höchster Verwunderung in ihrem Gesichte an. „Streiche
macht der Herr? Und was sind das für Streiche? Sie sind
erschauert, Frau Schrapper, Sie sind außer sich! Herr Fay
hat Ihnen doch nicht etwa einen Heiratsantrag gemacht?“

„Nein,“ erwiderte jene kopfschüttelnd und sich erschöpft
auf einen Stuhl niederlassend, „dergleichen wäre so schlimm
nicht. Nein, Herr Fay — doch ich darf es eigentlich nicht
sagen, es ist zu — ungeheuerlich.“

„Da bin ich aber doch begierig . . . Frau Schrapper,
mir dürfen Sie alles sagen, alles; ich kann schweigen, wenn
es sein muß, schweigen, wie das Grab. Das wissen Sie
auch, Sie haben mir ja schon manches anvertraut, von dem
Herr Fay niemals etwas durch mich erfahren hat.“

Frau Schrapper nickte zustimmend, und Frau Klatscher
stand mit weit vorgebeugtem Oberkörper da und spitzte die
Ohren, als ob ihr mitgeteilt werden sollte, daß sie das große
Los gewonnen hätte.

„Also im Vertrauen,“ begann die Haushälterin, „Herr
Fay hat sich verlobt?“

„Waaas? Herr Fay hat sich verlobt? Na, da hört
denn doch die Weltgeschichte auf!“

„Ja, und wie hat er sich verlobt? So was ist noch
nicht dagewesen! Denken Sie nur, liebe Nachbarin, Herr
Fay verweist, um Wertpapiere zu verkaufen, und kommt mit
einem Verlobungsringe zurück.“

„Mit einem Verlobungsringe? Mit einem richtigen
Verlobungsringe?“

„Ja,“ seufzte Frau Schrapp, „er hat mir denselben gezeigt und gesagt, seinem Schicksale könne kein Mensch entgehen, er liebe und werde bald heiraten. Sind das keine tollen Streiche? Entsetzlich tolle Streiche sind's! Mir so etwas anzuthun, mir, die ich so für ihn besorgt bin, wie ich es stets für meinen seligen Mann war.“

„Vielleicht hat Herr Jar sich nur einen Scherz erlaubt, um Sie nachher gründlich auszulachen, wenn er sieht, wie Sie sich seine Verlobung zu Herzen genommen,“ warf Frau Klatscher mit malitösem Lächeln ein.

„O, wäre es nur ein Scherz! Aber es ist blutiger Ernst. Er hat mir die ganze Geschichte erzählt. Hören Sie nur: Ich siehe, sagte Herr Jar, auf dem Perron des Quetschenthaler Bahnhofes und warte auf meinen Zug. Da sehe ich — der Perron war fast menschenleer — eine feingeleidete stattliche Dame, die mit einem Zeitungsblatt in der behandschuhten Linken auf und ab ging. Ich beobachtete diese eine Zeitlang und bemerkte, wie sie in nervöser Unruhe ab und zu ihre Taschenuhr hervorzieht und dann wieder auf das Ziffernblatt der Bahnhofsuhr blickt. Ja, denke ich mir, die erwartet jemanden, und beobachtete weiter. Da läuft ein Zug ein, die Dame tritt heran und schwenkt das Zeitungsblatt. „Hm,“ sage ich zu mir, ein Erkennungszeichen und entschließe mich zu weiterer Beobachtung; denn Sie müssen wissen, Frau Schrapp, ich mache auf meinen Reisen gerne Studien! Der Zug fuhr ab, die von der Dame erwartete Persönlichkeit zeigte sich nicht. Ei, denke ich, eine Dame so in Aufregung zu versetzen, das ist nicht hübsch, und plötzlich — ich weiß nicht, — wie ich dazu kam — näherte ich mich der Dame.

Gestatten Sie, will ich beginnen, aber noch ist die erste Silbe nicht über meine Lippen, da ruft die Dame voller Freude: „Ah! also doch! und streckt mir die Rechte entgegen. Ich ergreife diese höflich und will die Dame darauf aufmerksam machen, daß sie sich in meiner Person geirrt: sie aber läßt mich nicht zu Worte kommen und fährt mit reizendem Lächeln — ja, Frau Nachbarin, mit reizendem Lächeln, das sind Herrn Jar's eigene Worte — fort: ich wollte Ihnen schon jähnen, weil ich glaubte, daß Sie mir einen — Streich gespielt; doch nun ist alles gut, ich bin entzückt, Sie hier zu sehen. — Ich ebenfalls, stotterte ich auf's höchste überrascht und verwirrt; ich mußte wirklich nicht, was ich sagen sollte, und stand verlegen da, wie ein Schulknabe, der beim Apfelmäusen ertappt wird. Dabei fühlte ich, wie der Blick der Unbekannten auf mir ruhte und mir bis in's Innere drang. Selbstame Empfindung! Mir war's als ob mich ein Zauberband gefangen hielt. Ich wollte das jedenfalls bei der Dame obwaltende Mißverständnis auflösen, aber die Worte erstarrten mir auf den Lippen. Nein, so was! dachte ich. Die Dame lächelte mir holdselig zu, es schien, als ob sie mir Mut machen wollte; dann fragte sie plötzlich: Meinen Brief haben Sie also rechtzeitig erhalten? Wir werden nachher noch darüber sprechen.

Ich habe . . . keinen Brief von Ihnen erhalten, wollte ich sagen, aber kaum hatte ich die beiden ersten Worte hervorgebracht, da legte sie ihre Linke auf meinen rechten Arm und fragte: Sie gestatten wohl, daß ich ihren Arm nehme? Zu liebenswürdig, stammelte ich und errötete wie ein Kind. Wollen wir eine Promenade durch den Stadtpark machen? fragte sie wieder und ohne eine Antwort meinerseits abzuwarten, fügte sie hinzu: der Stadtpark hat herrliche Spaziergänge und — ihr Ton wurde fast flüsternd — da können wir uns über alles aussprechen, was wir auf dem Herzen haben.

Ich fuhr mit der Linken über meine Stirne: Ist's Traum oder ist's Wirklichkeit? sprach ich leise vor mich hin. Meine Begleiterin hatte aber die Frage gehört und mit dem ihr eigentümlichen holdseligen Lächeln erwiderte sie: es ist Wirklichkeit; ich liebe Sie und werde mit Freuden die Ihrige. O, einen Mann, wie Sie, muß ich lieben; hätten unsere Wege sich schon früher gekreuzt, wir würden längst ein glückliches Paar sein.

Ich war starr vor Erstaunen, und sie weidete sich augenscheinlich an meiner Verlegenheit. Endlich ermannte ich mich und sagte: ich bin kein Abenteuerer, meine verehrte Dame, nur der Zufall hat es gewollt . . .

Der Zufall hat es gewollt! Wie danke ich dem Himmel, daß ich die Zeitung las, in der Sie eine Lebensgefährtin suchten. Eine Eingebung von oben war es, daß ich mich entschloß, mit Ihnen in schriftlichen Verkehr zu treten. — Wir hatten den Bahnhof inzwischen verlassen und den Weg zum nahen Stadtpark eingeschlagen; ich war betäubt, niedergeschmettert von der Erklärung meiner Begleiterin, die mir inzwischen schilderte, wie sie sich nach einem Herzen gesehnt, das sie liebe, und wie sie nun alles thun werde, um mich glücklich zu machen. Auch Ihnen hat es, schloß sie endlich, und ihr Blick ruhte wie mitleidig auf mir, auch Ihnen hat es in der selbstsüchtigen Welt an einem Herzen gefehlt, das sich Ihnen ganz zu eigen gab, und darum haben Sie den nicht mehr ungewöhnlichen Weg betreten, auf dem wir uns dann finden sollten.

Das war zu viel; jetzt mußte ich reden, koste es mir auch noch so große Mühe. Sie irren, meine verehrte Dame . . . begann ich.

So hätten Sie schon einmal geliebt? fiel sie mir fragend in's Wort, und ihr Blick schien in meinem Innern lesen zu wollen.

Himmel! dachte ich, ärgerlich über mich selbst, kannst du denn gar nicht das Mißverständnis, das hier obwaltete, auflösen! Meine Dame, sprach ich mit sichtlicher Anstrengung, ich muß Ihnen alles sagen, damit Sie erkennen . . .

O, ich jähne Ihnen nicht im Geringsten; vielleicht war Ihre Liebe eine unglückliche, unterbrach meine Begleiterin mich schon wieder, und sie lächelte so süß dabei, daß ich ihr nicht böse sein konnte. Ich schüttelte nur mit dem Kopfe und stotterte: ich habe nie geliebt.

Ah, das ist schön, entzückend; so bin ich es, die zum ersten Male Ihr Herz erobert hat? — Lassen Sie mich offen sein, rief ich und hielt meine Schritte an. Meine Dame, fuhr ich dann fort, Sie befinden sich überhaupt in einem großem Irrtum, ich habe nicht den nicht mehr ungewöhnlichen Weg betreten, ich habe keine Lebensgefährtin durch die Zeitung gesucht, nur der Zufall ließ mich mit Ihnen zusammentreffen.

Jetzt war das Erstaunen bei meiner Begleiterin; sie zog ihre Hand aus meinem Arm und sah mich fragend an. Ich senkte verlegen den Blick. Meine verehrte Dame, es ist so, ein Mißverständnis hat Sie zu einer Erklärung veranlaßt, die mich übrigens — ich gestehe es gerne — glücklich macht. Und nun erzählte ich, wie ich auf dem Bahnhofsperron auf meinen Zug gewartet, wie ich sie gesehen, wie ich mich ihr unwillkürlich genähert usw.

Einige Augenblicke stand meine Begleiterin sprachlos da, dann führte sie ihr Taschentuch an ihre Augen und meinte. Diesen Anblick konnte ich nicht ertragen; er schnitt mir durch's Herz. Ich ergrieff ihre beiden Hände und sagte so zärtlich wie möglich: Seien Sie von meiner Hochachtung, von meiner Zuneigung überzeugt. Sie sollten das Opfer eines frivolen Streiches werden, das ist mir jetzt klar. Aber das gewollte Böse führte zum Guten. Mein Name ist Christoph Jar, ich bin fünfundvierzig Jahre alt, ledig und lebe als Rentner in einem hübschen Landhause bei Schmachtenburg. Wollen Sie mein bescheidenes Heim mit dem Glanze der Liebe erfüllen, wollen Sie die Meine werden, so preise ich mein Schicksal und jähne nicht dem, der Sie in so empörender Weise behandelt.

Sie ließ das Taschentuch sinken und schaute mich unter Thränen lächelnd an. Ist das Ihr Ernst, fragte sie, und ich legte die Hand auf's Herz und bestätigte die Frage. Nun, so sei es, flüsterte sie leise und drückte mir warm die Rechte. Ich bin Karoline Prüsslein, siebenunddreißig Jahre alt und lebe als Privatdame in Perzbach; die Sehnsucht nach dem Glück der Ehe ließ mich auf ein Heiratsgesuch reflektieren; heute sollte hier die Verlobung stattfinden, das übrige ist Ihnen bekannt. Ich vermutete in Ihnen den Heiratskandidaten,

als Sie sich mir näherten, und mein Herz entschied; ja, diesem Manne willst du angehören, mit ihm willst du die Pfunde der Liebe wandeln, ihm willst du Rosen auf den Weg des Lebens streuen.

Wir wechselten einen verständnisvollen Blick und noch einen Händedruck, dann verließen wir als Christoph und Karoline Arm in Arm den Stadtpark und kehrten zum Bahnhof zurück, wo ich am Schalter zwei Fahrkarten nach Perzbach löste und mich mit meiner nunmehrigen Braut mit dem nächsten Zuge zum Wohnorte der Holden begab. Dort wurde noch am selben Abend im Gasthause „zur Mythenblüte“ Verlobung gefeiert und das Symbol der Liebe und Treue gewechselt.

Das ist die Erzählung des Herrn Jar, liebe Frau Klatscher, was sagen Sie nun? Einen solchen Streich hätte ich ihm nicht zugeutraut. Herr Jar muß verrückt geworden sein.

Frau Schrapp seufzte tief auf. „Und er ist ein so guter Mensch. Wenn er jetzt eine Kantippe in's Haus bekommt, meine Schuld ist es nicht. Aber um des Himmels willen, liebe Frau Klatscher, lassen Sie kein Sterbenswörtchen von dem verlauten, was ich Ihnen mitgeteilt habe.“

„I bewahre! Frau Schrapp, wo denken Sie hin; ich kann schweigen, wie das Grab.“

Und Frau Klatscher konnte schweigen, das heißt, solange Frau Schrapp bei ihr war. Kaum hatte diese sie verlassen, so hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als ihrer nächsten Nachbarin die unerhörte Geschichte zu erzählen, selbstredend unter strengster Discretion, und als Herr Jar am nächsten Tage einen Gang durch die Stadt machte, sahen ihn alle Leute an, und seine Bekannten wünschten ihm Glück zu seiner Verlobung mit Fräulein Karoline Prüsslein. Wenige Wochen später führte Herr Jar seinen durch Zufall gefundenen Schatz als Herrin in sein Landhaus, und vierzehn Tage lang sprach ganz Schmachtenburg davon, wie der stadtbekannte Weiberfeind zu seiner Frau gekommen. Herr Jar und seine bessere Hälfte sollen übrigens recht glücklich mit einander leben, wenigstens behauptet das mit sauer-süßer Miene Frau Schrapp, wenn ihre liebe Nachbarin Frau Klatscher fragt, was das „junge Pärchen“ mache.

Unterfleider.

Mit dem Tragen von „Unterleidern“ verbindet man heutzutage oft den Begriff des Altväterischen, Philisterhaften. Vor wenig Jahrzehnten galt es mit mehr Recht als ein Zeichen des Fortschritts und der Civilisation. So schnell ändern sich die Sitten und Gebräuche. Das klassische Altertum kannte keine Unterfleider; auf nackter Haut trug man die weiten, faltigen Gewänder, — die Reichen in der kühlen Jahreszeit aus Wolle, im Sommer aus Linnen — die Masse des Volkes während des ganzen Jahres aus groben wollenen Stoffen. Die Ritter und Knechte des Mittelalters trugen ihr Wamms (welches ein Unterkleid für die Rüstung bildete) unmittelbar auf der Haut — und Staub, Schweiß, Unsauberkeiten aller Art mögen ein böses Stellbildchen sich daselbst gegeben haben. Die Seuchen des Mittelalters hätten nicht eine so furchtbare Zahl von Opfern gefordert, hätten die Auswärtigen und Pestkranken nicht ihre Kleider auf bloßer Haut getragen, sodaß dieselben den späteren Besitzern den Ansteckungsstoff unmittelbar überlieferten und gleichsam einimpften. Die Pest wurde aus dem Orient nach Marseille eingeschleppt durch Gewänder aus Tuch. Auf gleiche Weise verbreitete sich noch im Jahre 1711 mit dem Verkauf getragener Kleider die Pest in dem Städtchen Neppen bei Frankfurt a. d. O. Erst in dem späteren Mittelalter begann der Gebrauch von „Hemden“, welche ursprünglich als Verzierung galten und ebenso zum „Unterkleid“ für die harten, die Haut fraßenden Oberfleider dienten, wie diese den Rittlern als Unterlage unter Rüstung und Panzerhemd. Im 15. Jahrhundert wurde der Gemahlin Karls VII. als Zeichen des besonderen Luxus, welchen sie trieb, nachgerühmt, daß sie die einzige Dame in

Frankreich sei, welche mehr als zwei leinene Hemden besaß. Noch im folgenden Jahrhundert war der Besitz von Hemden so selten, daß es wiederholt vorkam, daß eine Fürstin einem Fürsten ein einziges Hemd schenkte, und in vielen Gegenden Deutschlands hat sich bis auf den heutigen Tag die Sitte erhalten, daß die Braut dem Bräutigam ein von ihr gefertigtes Hemd schenkt; ebenso fertigen noch heute in manchen Gegenden die Frauen für sich und liebe Angehörige ein Leinenhemd, wie es früher als seltene Zierde und Schmuck geliebten Toten gewidmet wurde, sodaß mancher damals im Sarge zum ersten Male eine Hemd trug.

Allerlei.

— **Vogelappetit.** Man nimmt gewöhnlich an, daß Vögel nur sehr wenig Nahrung zu sich nehmen, ja, diese Annahme hat sogar zu einer Art von sprichwörtlicher Verwendung des Wortes „Vogelappetit“ geführt für Personen, die sich mit geringen Mengen von Nahrung begnügen! Geht man der Sache aber auf den Grund, so findet man, daß die Vögel nicht nur nicht geringen Appetit zeigen, sondern sogar starke Esser sind. Man hat beobachtet, daß ein Steinlausz seinen Jungen eine ganze Zeit lang in jeder Viertelstunde eine Maus brachte, im Ganzen etwa 24; ein alter Steinlausz verzehrte unmittelbar nach einander mit anscheinend gutem Appetit 7 Mäuse. Gulan verzehren täglich 30 Mäuse, oder ein dieser Nahrungsmenge entsprechendes Quantum an Käfern u. dergl. Man könnte nun vielleicht meinen, daß bloß die eben genannten Vögel sich eines besonders guten Appetits erfreuen. Diese Annahme wird aber sofort widerlegt durch die Thatfache, daß eine Holztäubchen 800 Getreidekörner oder 600 Erbsen, oder 180—200 Buchweizen, oder 60 große Eichel zu sich nahm. Ein Reiher im Gewicht von 1260 Gramm verzehrte zwei Forellen, von denen die eine 540 Gramm, die andere 720 Gramm wog — er nahm also Nahrung im Gewicht seines eigenen Körpers zu sich! Um sich zu vergegenwärtigen, was das bedeutet, denke man, ein Mensch von 1½ Zentner Gewicht wollte zu einer einzigen Mahlzeit 150 Pfund Nahrungsmittel konsumieren! Den Rekord in dieser Hinsicht scheint das Notkleechen geschlagen zu haben, denn ein solches Tier im Gewicht von 30 Gramm frisst in kurzer Zeit 75 Gramm Regenwürmer — ein schöner Vogelappetit! Wenn junge Vögel im Nest von den Alten gefüttert werden, sieht es so aus, als erhielten die kleinen Tiere wirklich nur so winzige Mengen von Nahrung, wie sie unserer Vorstellung vom Vogelappetit entsprechen, aber es wurde festgestellt, daß z. B. Blaumeisen in den Frühstunden eines einzigen Tages 475 Mal zum Neste flogen und dabei den Jungen jedesmal eine große oder zwei kleine Raupen brachten, also eine ganz respektable Futtermenge. Man sieht aus diesen Angaben, was es mit dem sprichwörtlichen Vogelappetit für eine Bewandnis hat. Gerade das Gegenteil von dem ist der Fall, was man mit dem Sprichwort bezeichnen will!

— **Die schnellsten Renner unter den vierfüßigen Tieren.** Die schnellsten Renner der Vierfüßer sind die Hunde. Einer Mitteilung der englischen Zeitschrift „Field“ zufolge durchlief ein Fuchshund vier englische Meilen in 360,5 Sekunden, legte also in der Sekunde 18 Meter zurück, während gleichzeitig ein berühmtes Rennpferd auf einer Strecke von zwei Meilen kaum 16 Meter in der Sekunde erreichte. Englische Hühnerhunde sollen 25—30 Kilometer in der Stunde zurücklegen können, also 7—8 Meter in der Sekunde, diese Schnelligkeit aber 2—3 Stunden auszuhalten vermögen. Englische Windhunde, die für den Rennsport gezogen werden, bringen es zu 18—23 Meter in der Sekunde, welche die schnellsten Rennpferde wohl kaum überbieten, ein Hase kommt bis zu 18 Meter in der Sekunde. Sonach wären diese Windhunde die schnellsten Vierfüßer. Der Stammvater des Hundes, der Wolf, ist ebenfalls ein vorzüglicher und ausdauernder Läufer; verfolgt oder von Hunger getrieben, vermag er 80—100 Kilometer in einer Nacht zu durchlaufen, und einen erwachsenen Wolf auf der Flucht einzuholen, gilt für unmöglich. Die halbwildten Eskimohunde können 16

195

